BASTEI

STERNEN FAUST

Welten-Verwüster

Band 52 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF • Dänemark 15,75 DKR
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Welten-Verwüster

von M'Raven

Es waren sieben. Sieben riesige Gebilde, die plötzlich im Nichts zwischen den Sternen auftauchten. Niemand ahnte, was sie in ihrem Inneren trugen. Niemand in diesem Teil der Galaxis hatte sie je zuvor gesehen. Und niemand hatte eine Vorstellung davon, was die Ankunft dieser sieben Riesen für diesen Teil des Weltraums bedeutete. Am wenigsten die Bewohner von Otano, dem nächsten bewohnten Planeten …

Jetzt sind wir schon so tief gesunken, dass wir Plünderungen begehen, dachte Captain Dana Frost, Kommandantin des Sondereinsatzkreuzers STERNENFAUST II missmutig.

Sie hatte den Auftrag erhalten, zusammen mit zwei Leichten Kreuzern als Begleitschutz für einen aus fünf Schiffen bestehenden Konvoi von Forschungsschiffen zu fungieren, die auf Mantis VI die Überreste der mantidischen Zivilisation und Technik genauestens untersuchen sollten. So lautete die offizielle Bezeichnung der Mission. Im Klartext lautete der Auftrag, alles zu sichern, was in irgendeiner Weise nützlich sein konnte. Insbesondere sollten sie versuchen, die in den Computern der wissenschaftlichen und technischen Abteilungen gespeicherten Daten zu kopieren. Seit die Mantiden vor ein paar Monaten mit Hilfe der Basiru-Aluun vor den Dronte geflüchtet waren, galten ihre Planeten als verlassene Welten, die man nach Meinung der Regierung getrost ausbeuten konnte.

Politisch betrachtet war das auch durchaus in Ordnung. Immerhin waren die Mantiden vor den Dronte geflohen, anstatt ihre Bündnispartner im Krieg zu unterstützen. Damit hatten die Insektoiden – nach einer weit verbreiteten Auslegung – zuerst die Allianz zerbrochen. Aber damit musste Dana Frost ja nicht übereinstimmen.

Dabei wissen wir nicht einmal, wohin die Mantiden verschwunden sind, ob sie vielleicht zurückkehren oder eines Tages ihr Eigentum auf dieselbe Weise abholen, wie sie sich aus dem Staub gemacht haben. Trotzdem haben die Verantwortlichen ihre Welt zum Plündern freigegeben. Und das, obwohl die Mantiden unsere Verbündeten waren und genau genommen noch sind …

Allerdings waren die Menschen nicht die einzigen, die so dachten, wie Dana fairerweise zugeben musste. Auch die J'Ebeem und Starr hatten Plünderkommandos geschickt, die sich ungeniert bedienten, wobei die Starr besonders eifrig bei der Sache waren. Die J'Ebeem hielten sich weitgehend zurück, was Dana darauf zurückführte, dass sie unter dem Kommando von Siron Talas standen, einem Schlachtkreuzerkommandanten, der nicht immer mit den Maßnahmen seiner Regierung einverstanden war und nach menschlichen Maßstäben das war, was man einen anständigen Kerl nennen konnte.

Dana beobachtete, wie die Wissenschaftler, die mit ein paar Frachtkreuzern nach Mantis VI gekommen waren, in ein Gebäude eindrangen, in dem sich ein Forschungsinstitut der Mantiden befunden hatte und schüttelte den Kopf. Aber im Gegensatz zu Siron Talas hatte sie auf die Handlungen der Wissenschaftler und Techniker keinen Einfluss. Die STERNENFAUST II war nur für deren Schutz zuständig. Und da die Dronte, die sich bereits auf Mantis befunden hatten, inzwischen längst tot waren, dahingerafft durch ein speziell für sie konstruiertes Virus, gab es hier keine Gefahren mehr, vor denen man sie hätte schützen müssen.

Deshalb hatte Dana die Gunst der Stunde genutzt, sich ein bisschen die Beine zu vertreten. Da die STERNENFAUST und ihre Crew ohnehin nichts weiter zu tun hatte, als darauf zu warten, dass die

Wissenschaftler ihren Auftrag beendeten – was noch ein paar Wochen dauern würde – hatte sie sich und ihren Leuten großzügigen Landgang genehmigt.

Es wäre höchst interessant zu erfahren, wohin genau die Basiru-Aluun die Mantiden gebracht haben, versuchte sie, ihre Gedanken in andere Bahnen zu lenken.

Nach allem, was man bisher wusste, waren die Mantiden, die ursprünglich aus dem Weltraumsektor hinter Wurmloch Alpha stammten, vor über 2000 Jahren ein Hilfsvolk der Dronte gewesen. Die Basiru-Aluun hatten sie damals dafür bestraft, waren aber inzwischen zu dem Schluss gekommen, dass sie damit nicht ganz korrekt gehandelt hatten – milde ausgedrückt. Aus diesem Grund hatten sie quasi als nachträgliche Entschuldigung die Mantiden nun gerettet, indem sie sie mit Lichtbrücken – überaus leistungsfähigen Transmittern – zu einem anderen Ort brachten, den die Mantiden als »neue Heimat« bezeichneten.

Trotzdem wissen wir nicht, ob das nur eine vorübergehende oder doch eine dauerhafte Lösung ist, beharrte Dana. *Was wir hier tun, ist in meinen Augen ein Verbrechen! Und mein Schiff muss auch noch ein Teil davon sein!*

Doch sie hatte darauf nun mal keinen Einfluss. Sie war Soldatin und musste die Befehle ihrer Vorgesetzten und der Regierung befolgen. Bei näherer Betrachtung war das Plündern der Mantiden-Welt bis zu einem gewissen Grad sogar eine logische Vorgehensweise. Die Solaren Welten konnten es sich nicht leisten, die technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften der Mantiden ausschließlich in die Hände beziehungsweise Krallen von J'Ebeem und Starr fallen zu lassen, die dadurch einen Vorteil gegenüber ihren Verbündeten erhalten konnten. Immerhin waren beide Völker bis vor Kurzem noch Gegner der Menschen gewesen. Erst die Bedrohung durch die Dronte hatte sie dazu gebracht, ihre Differenzen zunächst beizulegen und sich gegen diesen übermächtigen Feind zusammenzuschließen.

Seit die Dronte besiegt worden waren, bestand keine Notwendigkeit mehr, das Bündnis aus *diesem* Grund aufrechtzuerhalten. Die Regierungen hatten sich allerdings dazu entschieden, diese Koalition weiterhin zu pflegen und vielleicht sogar zu vertiefen. Dazu gehörten auch noch die vogelartigen Kridan und die Genetics, die sich von den Solaren Welten der Menschen abgespalten hatten. Die Kridan schienen kein Interesse an den Errungenschaften der Mantiden zu haben, und die genetisch Optimierten kochten wie immer ihr eigenes Süppchen.

Danas Gedanken wurden unterbrochen, als sie einen J'Ebeem auf sich zukommen sah. Sie erkannte in ihm Siron Talas, den Kommandanten der MOND VON KANASH.

»Wie ich sehe, beobachten Sie das unwürdige Schauspiel ebenfalls aus der unmittelbaren Nähe, Captain Frost«, sagte er zu ihrer Überraschung in Solar nach einer kurzen Begrüßung.

»Da wir nicht direkt an der Aktion beteiligt sind, habe ich mir und meinen Leuten Landgang genehmigt«, antwortete Dana. »Darf ich

fragen, seit wann Sie Solar sprechen, Kommandant Talas?«

»Seit Kurzem, Captain, wenn auch mein Wortschatz noch nicht allzu groß ist. Da unsere Völker verbündet sind, hielt ich es für angemessen, Ihre Sprachen zu lernen. Nicht nur Solar, sondern auch Kridanisch und die Sprache der Starr. Da das Solar von allen am einfachsten zu lernen ist, habe ich damit begonnen.«

»Keine schlechte Idee«, musste Dana zugeben. *Dasselbe sollten einige von uns wohl auch tun. Es kann nicht schaden, wenn wir unsere Verbündeten auch ohne Translator verstehen können.* »Ihren Worten entnehme ich, dass Sie mit der … äh … Sicherstellung der mantidischen Errungenschaften nicht unbedingt einverstanden sind.«

Siron gab einen verächtlichen Laut von sich. »›Sicherstellung‹ ist eine unangemessene Beschönigung. Ich nenne es Plünderung. Und ich bin damit ebenso wenig einverstanden wie Sie.«

Dana sah den J'Ebeem nachdenklich an. »Woraus schließen Sie, dass ich damit nicht einverstanden bin?«

Siron verzog den Mund zu der j'ebeemischen Entsprechung eines Lächelns. »Sagen wir, Captain, ich habe Sie durch unsere diversen Begegnungen und Plaudereien ein bisschen kennen gelernt. Aufgrund des Eindrucks, den Sie dabei auf mich machten, kann ich mir nicht vorstellen, dass Sie das hier gutheißen.«

»Sie haben Recht«, gab Dana unumwunden zu. »Ich halte die Vorgehensweise unserer Regierungen für falsch. Wir können nicht wissen, ob die Mantiden wirklich nicht zurückkehren oder in absehbarer Zeit ihr Eigentum holen wollen. Wenn sie das tun und feststellen müssen, dass sie in der Zwischenzeit beraubt wurden, wirft das ein denkbar schlechtes Licht auf uns alle.«

»Und auf die Menschen ganz besonders, weil sie im Gegensatz zu uns anderen ihre Verbündeten sind«, ergänzte Siron nüchtern. »Andererseits müssen wir tatsächlich damit rechnen, dass die Mantiden nicht zurückkehren. In dem Fall wäre es wirklich leichtsinnig, wenn wir ihre Technik hier sich selbst überließen. Sie ›sicherzustellen‹ ist so gesehen die einzig logische Vorgehensweise.«

»Ja, aber nicht so. Wir hätten zunächst eine Wachflotte einsetzen und auf eine Rückkehr der Mantiden warten können. Nach Ablauf einer gewissen Frist wäre immer noch Zeit genug gewesen, sich ihrer Errungenschaften anzunehmen.«

»Ich stimme Ihnen zu, Captain. Man hätte durchaus noch warten können, jetzt da die Dronte keine unmittelbare Gefahr mehr sind. Doch kann man wissen, ob nicht schon bald wieder ein neuer Feind auftaucht? Vielleicht sogar aus den eigenen Reihen des Bündnisses …«

Dana sah zu den Starr hinüber, auf die Siron deutete. Die Sauroiden machten sich an einem Schiff namens FREIHEIT zu schaffen. Sie versuchten augenscheinlich, es aufzubrechen, um an den Inhalt zu kommen.

Die FREIHEIT gehörte den letzten überlebenden Sundaif, einem Volk aus Trans-Alpha, aus denen die Mantiden vor Tausenden von Jahre

hervorgegangen waren. Nachdem die Dronte ihre gesamte Zivilisation bis auf knapp 2000 Individuen vernichtet hatten, waren die letzten Sundaif in einem Akt der Verzweiflung mit ihrem einzigen noch verbliebenen Schiff durch das damals noch gefährlich instabile Wurmloch Alpha auf die andere Seite in den hiesigen Raum geflüchtet.

Sowohl die J'Ebeem wie auch die Starr und Menschen hatten sich darum bemüht, sie als Verbündete zu gewinnen, da sie sich von ihnen Informationen über die Dronte erhofften, um so eventuell eine Möglichkeit zu finden, den übermächtigen Feind zu besiegen. Wo es Siron Talas und Dana mit Diplomatie versucht hatten, griffen die Starr zur Drohung. Am Ende hatten sich die Sundaif zu ihren mantidischen Verwandten geflüchtet und nicht geneigt gezeigt, ihre technischen Errungenschaften allzu großzügig mit irgendwem zu teilen. Jetzt, da sie ebenfalls fort waren, ihr Schiff aber noch hier, hielten die Starr endlich ihre Stunde für gekommen.

»Sie halten die Starr immer noch für eine Gefahr? Von ihrer Spezies gibt es nur noch wenige. Ich glaube, da müssen weder Sie noch ich uns Sorgen machen.«

Jede neue technische Errungenschaft konnte den Starr dabei helfen, dass sich ihr Volk wieder einigermaßen erholen konnte. Vielleicht schlummerten an Bord der FREIHEIT Schätze, die auch für die Solaren Welten von Vorteil sein könnten. Es war bekannt, dass die Sundaif über die Technologie für einen sehr effizienten Tarnschirm verfügten.

Siron Talas schnaubte verächtlich. »Ich kann die Drachenschnauzen nicht besonders leiden.«

Dana konnte ihm das nicht verdenken. Die Starr und J'Ebeem waren seit unzähligen Generationen Erbfeinde. Es würde lange dauern, bis die sich in dieser Zeit aufgestauten und verkrusteten Ressentiments auf beiden Seiten halbwegs abgebaut waren. Siron Talas war zwar ein vernünftiger Mann, aber auch er konnte nicht über seinen Schatten springen.

Die Starr, die bei der FREIHEIT standen, hatten offenbar eine Entscheidung getroffen, wie sie vorgehen wollten und brachten jetzt eine Art Laserkanone in Stellung, mit der sie die Tür zur Hauptschleuse aufschneiden wollten.

»Lassen wir sie in Ruhe. Ich schätze, sie werden sich an dieser Konservenbüchse die Zähne ausbeißen.« Siron und Dana spazierten ein Stück weiter des Weges, von den plündernden Starr weg, die nun schon über hundert Meter entfernt waren.

Wie vorausschauend das gewesen war, erfuhren sie nur wenige Augenblicke später …

*

Merlik Talas aus dem Haus Haskano stand vor den »Tempeln der Drachengötter« und bestaunte sie pflichtschuldig, wie es ein Mann

eben tat, der auf Otano Urlaub machte. Auch wenn er nur vorgab, sich hier zur Erholung aufzuhalten. Otano war eine an sich unbedeutende Welt am Rande des j'ebeemischen Reiches. Ihr einziger Wirtschaftszweig war der Anbau von Gemüsesorten und Früchten, die besonders nahrhaft waren, aber nur hier gediehen und bisher auf keiner anderen Welt hatten gezogen werden können. Allerdings war der Boden hier zu mager für eine wirklich gute Ernte, und alle Versuche, einen anderen Wirtschaftszweig zu etablieren, waren bis jetzt gescheitert.

Otano war das bisher einzige Lehen der Familie Fanshur aus dem Haus Lovinar, die erst vor einer Generation vom regierenden Triumvirat von Ebeem in den Adelsstand erhoben worden war. Das war die Belohnung für die Dienste, die Drabus, der Vater des derzeitigen Patriarchen Kando Fanshur, dem Triumvirat geleistet hatte. Kando seinerseits setzte die bedingungslose Loyalität seines Vaters gegenüber der Regierung fort. Schließlich war jedem J'Ebeem bekannt, dass es nur drei Adelshäuser gab, deren Titel und Lehen niemals wieder aberkannt werden konnten – die Häuser der drei Triumvirn. Jedes andere Haus konnte jederzeit per Dekret der drei Regierenden wieder aufgelöst werden. Aus diesem Grund sorgte Kando Fanshur dafür, sich immer in deren Gunst zu halten.

Die Triumvirn hatten in der Vergangenheit oft genug zu diesem Mittel gegriffen, wenn eine Familie ihnen zu mächtig geworden war. Auch Merliks Familie war vor nicht allzu langer Zeit gerade noch einmal diesem Schicksal entgangen. Seit sein Cousin Siron eine Tochter der Familie Sakala aus dem Haus Naris geheiratet hatte, das zu den mächtigsten Hohen Häusern gehörte, sahen die Triumvirn auch in den Haskano eine mögliche Gefahr.

Sie hatten sie auszuschalten versucht, indem sie Siron einen Eroberungsauftrag gaben, an dem er scheitern musste und hatten danach sein Versagen zum Anlass genommen, ihn mit einem Anfängerauftrag kaltzustellen. Seine »Schande« war ein willkommener – und beabsichtigter – Anlass, sowohl das Haus Haskano wie auch das Haus Naris in ihrer Macht zu beschneiden.

Zum Erstaunen aller war es Siron aber gelungen, mit dem Anfängerauftrag die Aufmerksamkeit des Wissenschaftsrats zu erregen, der ihm die zweithöchste überhaupt mögliche wissenschaftliche Auszeichnung verliehen hatte. Außerdem hatte er indirekten Anteil daran gehabt, dass die J'Ebeem in Friedensverhandlungen mit den Menschen getreten waren. Siron war dadurch in vollem Umfang rehabilitiert worden.

Merlik hoffte, dass ihm die Verdienste seines Cousins bei seinem Vorhaben nützlich sein würden. Sein Aufenthalt auf Otano diente nämlich in erster Linie der Brautschau. Zur Verleihung der Auszeichnung des Wissenschaftsrats an Siron war auch Kando Fanshur in Begleitung seiner Tochter Kamiana geladen gewesen, der seinerseits einen angeheirateten Cousin im Rat hatte. Merlik konnte auf dem der

Verleihung folgenden Empfang ein paar Worte mit ihr wechseln und war von ihrem Wesen überaus angetan. Da seine Familie ihn ohnehin schon seit Längerem drängte, endlich und möglichst vorteilhaft zu heiraten, hatte er beschlossen, sein Glück mit Kamiana Fanshur aus dem Haus Lovinar zu versuchen.

Die Mitglieder der j'ebeemischen Adelshäuser heirateten in der Regel nur nach sachlichen Gesichtspunkten. Gefühle spielten dabei selten eine Rolle. Allerdings hatten manche das Glück, dass sich Liebe oder doch zumindest Zuneigung zwischen den Partnern im Laufe der Zeit einstellte. Siron und seine Frau Taila hatten dieses Glück, und Merlik hoffte, dass er es auch haben würde.

Vorher musste er allerdings Kando Fanshur davon überzeugen, dass er die beste Partie für Kamiana war. Eine Einladung ihrer Familie wäre der passende Anlass gewesen, sie wieder einmal zu treffen. Merlik hatte sich einen Plan zurechtgelegt, mit dem er diese Einladung zu bekommen hoffte. Er war von Beruf Biochemiker und konnte sich rühmen, in seinem Fach wirklich gut zu sein. Noch hatte er es nicht geschafft, in den Wissenschaftsrat aufgenommen zu werden, aber er war bereits Mitglied der Wissenschaftlichen Adlaten. Diese Mitgliedschaft war Voraussetzung dafür, bei entsprechenden Verdiensten eines Tages in den Rat gewählt werden zu können.

Merliks Plan fußte auf der Tatsache, dass Otano eine zunehmende Rolle in der Versorgung des Reiches mit exotischen Früchten zu spielen hoffte. Falls es jemals gelang, den Ertrag zu steigern, konnte Otano – und mit ihm die Fanshurs – zu einem bescheidenen, später durchaus größeren Reichtum gelangen. Die Nachfrage nach Otano-Getreide und Früchten war groß. Merlik hatte sich Bodenproben und Pflanzen besorgt und mit ihrer Hilfe in den vergangenen Monaten einen Spezialdünger entwickelt, der die Erträge verdoppeln, vielleicht sogar verdreifachen konnte.

Nachdem er sich sicher war, dass sein Dünger wirklich hielt, was er versprach, hatte er das über ein paar Ecken Kandos Cousin im Wissenschaftsrat wissen lassen und war einige Tage später zu seinem »Urlaub« nach Otano aufgebrochen. Wenn sein Plan funktionierte, würde der Mann Kando von Merliks neuem Dünger berichten und ihn ebenfalls wissen lassen, dass der Erfinder dieses Wunders gerade auf Otano weilte. Wenn er Kando richtig einschätzte, würde dieser ihn früher oder später in sein Haus einladen. Danach lag es allein an Merliks Verhandlungsgeschick, ob er den Lovinar-Patriarchen dazu bringen konnte, seiner Heirat mit Kamiana zuzustimmen.

Bis es so weit war, übte er sich in Geduld und bewunderte die »Tempel der Drachengötter«, eine grandiose Felsformation, die vom Klima wie die fast perfekten Nachbildungen von riesigen Drachenköpfen modelliert worden war. Unterhalb dieser auf langen »Hälsen« thronenden »Köpfe« befanden sich ausgedehnte Höhlenlabyrinthe, die irgendjemand mal als »Tempel« bezeichnet hatte. Seitdem trugen die Felsen ihren exotischen Namen.

Merlik ging sogar in die vorderen Höhlen hinein. Sie waren geräumig und hätten mit etwas Fantasie tatsächlich einmal Tempelhallen gewesen sein können. Doch eigentlich handelte es sich nur um von einem urzeitlichen Ozean ausgewaschene Hohlräume.

Er beendete seine Besichtung und kehrte in die Hauptstadt Otarak zurück, in der er sich im besten Hotel einquartiert hatte. Normalerweise hätte er eine bescheidenere Unterkunft bevorzugt. Nicht weil er sich ein teueres Hotel nicht leisten konnte, sondern weil er nicht auf Luxus erpicht war wie die meisten anderen Mitglieder von Adelshäusern, einschließlich einiger seiner eigenen Verwandten. Doch Kando Fanshur hätte sein Absteigen in einer preiswerteren Unterkunft entweder als Geiz gewertet oder als Mangel an finanziellen Mitteln. Eine Vermählung Merliks mit seiner Tochter hätte er dann niemals in Erwägung gezogen.

Am Empfang wurde Merlik augenblicklich von einem Angestellten begrüßt, der seine Aufregung nicht verbergen konnte.

»Eine Nachricht ist für Sie eingetroffen, *Ri'in* Talas«, sagte er und benutzte einen alten Ehrentitel, mit dem Nichtadlige den Adel anzusprechen pflegten. Er reichte Merlik eine Pergamentrolle. »Sie kommt aus dem Haus Lovinar«, fügte er hinzu.

Das war Merlik schon in dem Moment klar gewesen, als er das Pergament gesehen hatte. Pergamente wurden schon lange vor der Erfindung von Handspeichern zur Datenübermittlung nicht mehr benutzt. Nur der Hohe Adel verwendete sie noch, wenn es um Dinge ging, die keine alltäglichen Angelegenheiten betrafen. Dass Kando Fanshur es gewählt hatte, zeigte Merlik zwei Dinge. Der Patriarch betrachtete ihn, Merlik, offenbar als mindestens Gleichgestellten, und er wollte mit ihm nicht über Alltägliches plaudern. Denn dazu hätte eine normale Nachricht ausgereicht.

Merlik nahm das Pergament mit einem kurzen Dank entgegen und tat dem Angestellten nicht den Gefallen, es sofort zu öffnen, sondern steckte es ein und ging in sein Zimmer. Erst dort las er es. Die Nachricht war nur kurz.

»Kando Fanshur, Patriarch des Hohen Hauses Lovinar, bittet Merlik Talas aus dem Haus Haskano ihm und seinem Haus die Ehre seiner Anwesenheit zu erweisen, zur elften Stunde des morgigen Tages zu einem kleinen Imbiss. Gezeichnet: Kando Fanshur aus dem Haus Lovinar.«

Merlik lächelte zufrieden. So weit hatte sein Plan offensichtlich funktioniert. Jetzt kam es darauf an, dass er sich beim morgigen Essen möglichst vorteilhaft präsentierte. Und vielleicht würde er bei dieser Gelegenheit Kamiana sehen.

*

Die Starr aktivierten ihren Laser. Den Bruchteil einer Sekunde später traf der Strahl auf die Schiffshülle der FREIHEIT. Augenblicklich schoss eine hohe Stichflamme aus einem Geschütz des Sundaif-Schiffes heraus

und fächerte trichterförmig auf. Die Wirkung war enorm. An der weitesten Ausdehnung des »Trichters« erfasste sie alles in einem Umkreis von 120 Metern. Die Starr, die mit ihrem Laser alle innerhalb der Reichweite dieser Waffe gestanden hatten, zerfielen innerhalb weniger Sekunden zu Staub. Ihr Laser wurde zu einer Pfütze aus Metall zusammengeschmolzen, die sich auf dem Boden verteilte und langsam erkaltete.

Das alles geschah so schnell, dass es schon vorbei war, als Dana und Siron sich instinktiv zu Boden warfen, um der verheerenden Wirkung zu entgehen. Etliche Starr rannten schreiend auf die Unglücksstelle zu, stoppten aber unmittelbar außerhalb der vermutlichen Reichweite der ihnen unbekannten Waffe. Sie konnten ohnehin nichts mehr für ihre Kameraden tun, die wahrscheinlich ihren eigenen Tod nicht einmal gespürt hatten.

Siron stand vom Boden auf und half auch Dana hoch. Sie akzeptierte seine Hilfe kommentarlos. Durch den vergleichsweise leichten Fall tat ihr gesamter Körper weh. In ihm protestierten neu zusammengewachsene Muskeln und Sehnen gegen die rüde Behandlung. In Situationen wie dieser erinnerte ihr Körper sie nachdrücklich daran, dass sie sich doch noch unbedingt so weit wie möglich schonen sollte.

»Was, um alles im Universum, war das?«, fragte Dana, obwohl sie darauf eigentlich keine Antwort erwartete. Sie sah Siron an. Dieser schien wenig beeindruckt und zuckte in einer überraschend menschlichen Geste nur mit den Achseln.

»Es scheint so, als hätten die Sundaif ihr Schiff gegen Angriffe dieser Art mit einer überaus wirksamen automatischen Sicherung versehen.«

Die Starr hatten offenbar ihren Schrecken überwunden und gingen zum nächsten Plan über, das Schiff der Sundaif zu knacken. Wie Dana und Siron ihrer lautstarken Debatte entnehmen konnten, die von den Translatoren übersetzt wurde, wollten sie die FREIHEIT als Nächstes mit schweren Geschützen unter Feuer nehmen.

»Sind die wahnsinnig geworden?«, fragte Dana perplex. »Wenn schon ein Laser eine derart verheerende Gegenwehr hervorruft, was mag dann erst passieren, wenn sie ihre Kanonen einsetzen?«

»Sie sollten mit dem Kommandanten der Starr reden, Captain Frost«, schlug Siron vor. »Auf mich wird er wohl nicht hören. Nicht nachdem die ›glorreichen Söhne von Ebeem‹ alle ehemaligen Starr-Welten besetzt haben, die früher einmal zum j'ebeemischen Reich gehörten«, fügte er ironisch hinzu.

Seine Bemerkung spielte auf den letzten Staatsstreich des Triumvirats an. Nachdem die Starr von den Dronte fast vollständig ausgelöscht worden waren, hatten die drei Regierenden beschlossen, jene Welten des ehemaligen Starr-Imperiums zu okkupieren, die vor Jahrhunderten einmal zum Reich von Ebeem gehört hatten. Dass sie damals von den Starr besetzt worden waren, war einer der Gründe für die anhaltenden Zwistigkeiten zwischen beiden Völkern, die erst durch das Bündnis

von Tarka vor einigen Monaten beendet worden waren. *Vorläufig.* Niemand konnte absehen, ob diese Reintegration der Starr-Welten in das J'Ebeem-Imperium nicht zu einem neuen Konflikt zwischen den beiden Völkern führen würde.

Dana hielt das für unwahrscheinlich. Die Starr waren das erste Volk gewesen, das von den Dronte angegriffen und in Folge dessen bis auf einen kümmerlichen Rest vernichtet wurde. Wer sich nicht rechtzeitig in Sicherheit brachte, wurde ein Drontewirt. Die wenigen Überlebenden hatten die Solaren Welten um Asyl gebeten und kehrten jetzt langsam zu ihren Heimatwelten zurück. Ihre Zahl war allerdings derart gering, dass sie kaum mehr als zwei oder höchstens drei ihrer Hauptwelten neu besiedeln konnten. Und die hatten ohnehin noch nie im Gebiet der J'Ebeem gelegen.

Selbst wenn die Starr daran Anstoß nahmen, dass sich die J'Ebeem ihre alten Welten zurückholten, waren sie definitiv nicht mehr in der Lage, ihnen Einhalt zu gebieten. Sie waren ein gebrochenes Volk, und es würde sehr lange dauern, bis sie wieder in der Lage waren, eine Rolle im interstellaren Geschehen zu spielen.

Natürlich war ihnen das bewusst. Umso wichtiger war es für sie, trotzdem bei den neuen Verbündeten, zu denen sie offiziell auch gehörten, Präsenz zu zeigen. Und sich neue Technologie anzueignen, die ihnen helfen konnte, eines Tages wieder zu dem Volk zu werden, das sie vor dem Angriff der Dronte gewesen waren.

Dana verabschiedete sich von Siron Talas und kehrte in die STERNENFAUST zurück. Commander Stephan van Deyk, ihr Erster Offizier, kam ihr in der Schleuse entgegen, gefolgt von der Schiffsärztin, Dr. Simone Gardikov.

»Captain! Sind Sie in Ordnung?«, fragte er besorgt. »Wir haben auf dem Bildschirm gesehen, dass Sie ziemlich nahe am Beschuss waren.«

»Ich bin in Ordnung«, antwortete Dana.

»Trotzdem werde ich Sie in der Krankenstation erst einmal gründlich untersuchen, Captain«, insistierte Dr. Gardikov. »Sie können trotzdem etwas abbekommen haben, was Sie nicht sofort spüren.«

»Später, Doktor«, wehrte Dana ab. »Jetzt muss ich erst einmal mit dem Kommandanten der Starr sprechen. Seine Leute planen, die FREIHEIT unter schweren Beschuss zu nehmen.«

»Sind die wahnsinnig?«, fragte auch van Deyk und schüttelte den Kopf. »Die sollten das Schiff besser in Ruhe lassen.«

Dana nickte. »Genau davon hoffe ich ihn zu überzeugen.«

»Viel Glück«, wünschte van Deyk mit einem ironischen Unterton in der Stimme. »Ich habe nämlich den Eindruck, dass die Starr durch die Dronte nicht nur den größten Teil ihrer Leute, sondern auch gleich noch einen Teil ihres Verstandes eingebüßt haben.«

Dr. Gardikov lachte unterdrückt, und Dana warf beiden einen verweisenden Blick zu. »Da könnten Sie recht haben, I.O.«, musste sie ihm dennoch zustimmen. »Jedenfalls wird die Aktion definitiv auch uns gefährden, wenn ich sie nicht verhindern kann.«

»Aber anschließend kommen Sie zu einer Untersuchung in die Krankenstation«, beharrte Dr. Gardikov.

»Versprochen, Doktor.«

Dana eilte in die Zentrale. Van Deyk folgte ihr. »Lieutenant Jamil, geben Sie mir eine Verbindung mit dem Schiff der Starr«, befahl sie der Kommunikationsoffizierin.

»Verbindung steht«, kam gleich darauf die Bestätigung.

Auf dem Bildschirm erschien das Gesicht des Starr-Kommandanten, der sich zu Beginn der gemeinsamen Mission als Shorrelorr vorgestellt hatte.

Dana kam sofort zur Sache. »Kommandant Shorrelorr, Ihre Leute wollen das Schiff der Sundaif mit schweren Geschützen beschießen. Ich halte das für überaus gefährlich. Nach dem, was gerade als Abwehrreaktion auf einen relativ harmlosen Laserstrahl geschehen ist, können Sie sich unschwer vorstellen, was als Antwort auf schweren Beschuss passieren würde.«

»Captain Frost, ich weiß ihre Besorgnis zu schätzen«, antwortete Shorrelorr. »Aber Sie wissen selbst, welch wichtige Technologie in diesem einen Schiff steckt. Mit Sicherheit befindet sich darin noch viel mehr, was die Sundaif auch Ihnen vorenthalten haben. Genau das könnte uns allen – nicht nur den Starr – die Möglichkeiten geben, niemals wieder einen Gegner wie die Dronte fürchten zu müssen. Das müsste auch in Ihrem Interesse sein.«

»Ich stimme Ihnen zu, Kommandant«, antwortete Dana. »Aber ich gebe zu bedenken, dass auch die Technologie der Sundaif nicht in der Lage war, ihr Volk davor zu bewahren, von den Dronte fast vollständig vernichtet zu werden. Ich schlage vor, Sie versuchen erst einmal, die verborgenen Abwehrmechanismen zu entdecken und zu deaktivieren, so weit das möglich ist, bevor Sie zu drastischen Maßnahmen greifen. Wie ich die Sundaif kennengelernt habe, würden sie eher ihr Schiff vernichten als es Unbefugten in die Hände fallen zu lassen – die wir ja genau genommen sind. Wenn Sie das Schiff beschießen, riskieren Sie im günstigsten Fall nur Ihr eigenes Schiff, im schlimmsten aber alle anderen mit dazu, die sich zurzeit auf dem Raumhafen befinden.« Dana beugte sich ein wenig vor, um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen. »Kommandant Shorrelorr, Ihr Volk ist erheblich dezimiert worden, und gerade haben Sie neun weitere Leute verloren. Können Sie es sich wirklich leisten, die Sicherheit Ihres gesamten Schiffes und seiner Besatzung zu riskieren für die vage Möglichkeit, in das Sundaif-Schiff zu gelangen?«

Shorrelorr schwieg nachdenklich. Nur sein Kopf zuckte für menschliche Begriffe hektisch hin und her, was aber eine ganz normale Geste für einen Starr war. Dana drängte ihn nicht weiter. Sie war sich sicher, dass der Starr-Kommandant jedes weitere Argument als eine taktisch platzierte Entmutigung auslegen würde; mit dem Ziel, die FREIHEIT für die Solaren Welten zu beanspruchen. Doch offensichtlich war Shorrelorr intelligent genug, die Logik ihrer Argumente zu

erkennen.

»Sie haben recht, Captain Frost«, sagte er schließlich. »Ich werde meine Leute anweisen, das Sundaif-Schiff vorerst in Ruhe zu lassen.« Er unterbrach die Verbindung ohne ein weiteres Wort.

»Wenigstens etwas«, bemerkte van Deyk, doch seine Stimme hatte einen skeptischen Unterton. »Mir gefällt allerdings das Wörtchen ›vorerst‹ nicht, das er gebraucht hat.«

»Mir auch nicht, I.O. Aber *vorerst* werden wir uns wohl damit begnügen müssen.«

»Captain, ein Spruch von den Wissenschaftlern kommt gerade herein«, meldete Susan Jamil.

»Stellen Sie durch.«

Gleich darauf erschien das Gesicht von Dr. Nils Arroyo auf dem Bildschirm, der die Expedition leitete. »Captain Frost!«, sagte er atemlos. »Wir haben soeben einen Mantiden gesehen! Einen *lebenden* Mantiden!«

»Unmöglich!«, entfuhr es Dana spontan. »Alle Mantiden und Sundaif sind von den Basiru-Aluun abgeholt worden. Die Einzigen, die sie zurückließen, waren die Drontewirte. Und die sind durch den auf Mantis VI freigesetzten Virus getötet worden.«

Zwar hatte der Virus nicht die Körper der Besessenen zerstört, sondern nur die Dronte; aber die so »befreiten« Opfer waren nur noch leere Hüllen ohne Geist, Seele und ohne jegliche Persönlichkeit. Da sie nicht mehr in der Lage waren, sich selbst in irgendeiner Form zu versorgen, zu essen oder zu trinken, waren sie alle an Selenmangel gestorben. Bei ihrer Ankunft auf Mantis VI hatte die STERNENFAUST nur noch die Leichen der Unglücklichen gefunden, die bereits in Verwesung übergegangen waren. Es war mehr als unwahrscheinlich, dass hier noch irgendwo ein lebender Mantide herumlief.

Dr. Arroyo legte einen gewissen Nachdruck in seine Stimme. »Ich schwöre es Ihnen, Captain, es war ein lebender Mantide!«

»War?«, wiederholte Dana immer noch ungläubig. »Wo ist er jetzt?«

Arroyo zuckte mit den Schultern. »Verschwunden. Ich kann es nicht erklären. Eben war er da, im nächsten Moment wieder verschwunden. Wir haben die umliegenden Räume nach ihm abgesucht, aber er ist unauffindbar. Doch er war da, bitte glauben Sie mir!«

»Bleiben Sie, wo Sie sind, Doktor. Ich schicke Ihnen die Marines!«

Während sie Sergeant Roy Takashi, den Kommandanten der 30 an Bord stationierten Marines, benachrichtigte, überlegte sie fieberhaft, was das wohl zu bedeuten hatte. Falls Dr. Arroyo nicht unter Halluzinationen litt – und dafür gab es keine Anzeichen – so war es mit Sicherheit nichts Gutes. So oder so.

*

Merlik las sich die Einladung Kando Fanshurs noch einmal sorgfältig

durch, bevor er sich auf die Begegnung mit dem Patriarchen vorbereitete. Die komplizierten Verhaltensregeln der Adelshäuser untereinander verlangten für nahezu jede Gelegenheit die Einhaltung eines bestimmten Protokolls. Von dem abzuweichen stellte entweder eine schwere Beleidigung dar oder eine Demonstration von Geringschätzung. In manchen Fällen beides zusammen.

Kando Fanshur hatte Merlik in seiner Einladung *gebeten* zu kommen und es als eine Ehre bezeichnet. Demnach war er sich nicht nur bewusst, dass Merliks Haus seinem eigenen gegenüber einen höheren Rang besaß, sondern erkannte diese Tatsache auch an. Das würde die Verhandlungen mit ihm in gewisser Weise vereinfachen.

Die Adelshäuser, besonders die noch jungen und relativ kleinen, waren immer bestrebt, ihr Image und ihren Einfluss zu verbessern, indem sie sich über Heirat mit höhergestellten Häusern verbanden. So gesehen würde Kando Fanshur ihm Kamiana mit Freuden zur Frau geben, da sein Haus durch diese Verbindung definitiv aufgewertet wurde.

Jetzt lag es an Merlik, diese Position nicht zu untergraben, indem er zum Beispiel durch übertrieben elegante Kleidung andeutete, dass er sich Kando unterlegen fühlte. Der höher Gestellte leistete sich die lässigere Kleidung. Die besten Sachen zog man nur an, wenn man Gleich- oder Höhergestellten gegenübertrat.

Merlik seufzte. Er hasste das Getue des Adels um ihren Stand, Besitz und Einfluss, das dazu führte, dass jeder fast jedes anderen Feind war und Intrigen zum Normalzustand wurden. Noch schlimmer waren die Auswirkungen, die dieses System auf die Wissenschaft, Wirtschaft und das Militär hatte. Hier wurden Posten oftmals nicht nach Leistung und Verdienst vergeben, sondern nach Zugehörigkeit zu einem Haus oder den Beziehungen, die der Betreffende hatte.

Nach Merliks Überzeugung behinderte das den Fortschritt und hatte aus den J'Ebeem eine unflexible Rasse gemacht, die in absehbarer Zeit dem Untergang geweiht war, wenn sie dieses verkrustete System nicht endlich abschaffte. Merlik verfluchte manchmal den Tag, an dem sein Vorfahr vor inzwischen acht Generationen Titel und Lehen erhalten hatte. Er selbst war Wissenschaftler mit Herz und Seele und ging in seiner Arbeit auf. Er hatte sich nie wie ein Mitglied der Oberschicht gefühlt. Daher rührte wohl auch das permanente Gefühl, verglichen mit Leuten wie Kando Fanshur nur ein kleines, unbedeutendes Licht zu sein, selbst wenn er aufgrund seiner eigenen Zugehörigkeit zu einem Hohen Haus einen höheren Stand hatte als sie.

In diesem Fall verlangte das Protokoll von ihm so zu tun, als gewährte er dem Haus Lovinar eine unbeschreibliche Gnade dadurch, dass er Kandos Einladung annahm. Allerdings durfte er es nicht übertreiben. Merlik seufzte erneut und wählte einen traditionellen Anzug für seinen Besuch. Dazu trug er eine pompöse Halskette mit dem Familienwappen, die ihn als Mitglied der Hauptlinie des Hauses Haskano auswies. Die war für solche Anlässe zwingend

vorgeschrieben.

Nachdem er sich angekleidet hatte und im Spiegel ein annehmbares Bild abgab, verließ er sein Zimmer. Vor dem Hotel wartete ein Gleitfahrzeug der Fanshurs. Der Fahrer öffnete ihm die Tür und komplimentierte ihn mit einer Unterwürfigkeit hinein, die in Merlik ein profundes Gefühl von Abscheu hervorrief. Doch er ließ sich nichts anmerken.

Die Fahrt dauerte nur kurz. Vor dem Haus der Fanshurs wurde Merlik von einem jüngeren Verwandten Kandos erwartet, angemessen begrüßt und ins Innere geleitet, wo ihn der Patriarch persönlich im Empfangsraum erwartete.

»*Rani'in* Merlik Talas, ich bin erfreut und geehrt, dass ein Mitglied des Hohen Hauses Haskano mein bescheidenes Domizil mit seiner Anwesenheit beehrt«, begrüßte er ihn mit dem Titel, der gegenüber den männlichen Mitgliedern eines höher gestellten Adelshauses vorgeschrieben war.

Merlik neigte leicht den Kopf. »Ihre Einladung hat mich erfreut«, antwortete er förmlich und konnte gerade noch verhindern, dass ihm dieselbe Anrede herausrutschte und fügte stattdessen das angemessene »*Tura'in* Fanshur« hinzu.

»Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, Ihren Aufenthalt in meinem Haus angenehm zu gestalten«, sagte Fanshur ebenso förmlich. »Ich habe mir erlaubt, einige Darbietungen zu Ihrer Erbauung zu arrangieren.«

»Darauf bin ich schon sehr gespannt.«

Kando Fanshur gestattete sich ein flüchtiges Lächeln. »Und natürlich sind Sie noch gespannter darauf zu erfahren, weshalb ich Sie eingeladen habe«, stellte er fest. »Doch darüber würde ich gern mit Ihnen sprechen, nachdem Sie sich erfrischt und gestärkt haben. Kommen Sie. Das Essen wartet bereits.«

Er führte Merlik in einen Speisesaal, der wie zu einem Staatsempfang herausgeputzt war. Der Ehrenplatz direkt neben Kandos Sitz war auffällig geschmückt, der Tisch mit erlesen Köstlichkeiten derart überladen, dass Merlik sich der Gedanke aufdrängte, ob Kando Fanshur sich wohl extra dafür verschuldet hatte. Doch er verwarf ihn sofort wieder. *So* bedeutend war das Haus Haskano nun doch nicht.

Hinter den Stühlen standen die Mitglieder der Familie erwartungsvoll und verneigten sich angemessen, als Merlik eintrat. Diese Geste machte ihn verlegen. Wieder hatte er Mühe, sich nicht automatisch ebenfalls höflich zu verbeugen. Ein Höhergestellter verbeugte sich schließlich nicht vor Mitgliedern des niederen Adels. Er ließ sich von Kando Fanshur zu seinem Platz geleiten und setzte sich. Erst nachdem auch der Patriarch Platz genommen hatte, setzten sich die anderen ebenfalls.

Merlik hielt unauffällig Ausschau nach Kamiana und entdeckte sie am unteren Ende des Tisches neben ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester. Beide Töchter schielten verstohlen mit gesenktem Kopf zu

ihrem Gast hinüber. Kamiana trug ein traditionelles Kleid, das ihre Figur umschmeichelte und dessen goldene Grundfarbe wunderbar mit ihrer rötlichen Haut und dem schwarzen Haar im Kontrast stand.

Kando Fanshur bemerkte Merliks Blick. »Sicherlich erinnern Sie sich nicht mehr an meine älteste Tochter«, sagte er vorsichtig. »Doch Sie sind ihr schon einmal begegnet.«

»Auf dem Empfang des Wissenschaftsrats zu Ehren meines Cousins Siron«, ergänzte Merlik. »Ich erinnere mich durchaus an Kamiana. Wir waren so frei, ein paar Worte zu wechseln, obwohl wir einander noch nicht offiziell vorgestellt worden sind.«

»Erlauben Sie mir, das sofort nachzuholen, verehrter *Rani'in Talas*«, sagte Kando und stand auf. »Meine Söhne Drabus und Prenin«, stellte er die beiden jungen Männer zu seiner Linken vor. »Mein Bruder Slonan, meine Großmutter Raima, meine Frau Kuris, meine Schwester Sendrai, ihr Mann Gorel Binan, meine Töchter Kamiana und Sifana und die Frauen meiner Söhne Elyadi und Lokima.«

Auch die Reihenfolge der Vorstellung folgte einer strengen Rangfolge. Jeder Angesprochene stand auf und verbeugte sich nochmals vor Merlik.

»Ich grüße Sie alle«, antwortete er vorschriftsmäßig und musste sich wieder beherrschen, die Verbeugung nicht zu erwidern.

Immerhin hatte ihm die Vorstellung etwas Wichtiges offenbart. Weder Kandos Schwester noch seine Söhne waren mit Mitgliedern eines anderen Adelshauses verheiratet. Umso mehr würde der Patriarch hoffentlich geneigt sein, seine Werbung um Kamiana anzunehmen. Doch noch war es nicht so weit, diesen Punkt anzusprechen.

Auf ein Zeichen Kandos hin betrat eine Musikerin den Raum. Und ihr Anblick sagte Merlik mehr als alle Worte, wie wichtig den Fanshurs sein Besuch war. Es handelte sich um Tamfura Hattis, eine virtuose Musikerin und Sängerin, deren Kunst beim Hochadel sehr geachtet und begehrt war. Angeblich war sie auch eine Kurtisane. In jedem Fall kostete es ein Vermögen, sie zu engagieren. Merlik hoffte allerdings, dass man sie nicht auch noch zu seiner »sehr privaten Unterhaltung« engagiert hatte. Es wäre ihm unangenehm gewesen, sie abweisen zu müssen. Doch er hatte noch nie Interesse an käuflichen Frauen gehabt.

Jedenfalls kam Merlik zu dem unerwarteten Vergnügen, eine der berühmtesten Musikerinnen des Reiches live erleben zu können, was er durchaus genoss, denn Tamfura Hattis verstand ihr Handwerk wie keine zweite.

»Ich sehe, Sie lieben Musik«, stellte Kando Fanshur fest, nachdem die Musikerin sich nach ihrer Darbietung wieder verabschiedet hatte.

»In der Tat. In meiner Familie spielt jeder zweite ein Instrument oder singt. Ich habe dieses Talent leider nicht geerbt, weiß aber eine gute Darbietung zu schätzen.«

»Ich ebenfalls«, gestand Kando. »Deshalb habe ich darauf bestanden, dass meine Töchter beide lernen, die *Kinon* und die *Hamara* zu spielen.«

Er meinte damit die j'ebeemische Zwölf-Ton-Flöte und ein neunsaitiges Instrument, das schwer zu meistern war.

»Ich bin mir sicher, dass Ihre Töchter die Instrumente gut beherrschen«, antwortete Merlik höflich.

Kando neigte bescheiden den Kopf. »Sie können sich natürlich nicht mit einer Berühmtheit wie Tamfura Hattis messen. Deshalb würde ich es nie wagen, die Ohren eines verehrten Gastes mit einer minderwertigen Vorführung zu beleidigen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie minderwertig wäre«, widersprach Merlik und warf Kamiana einen freundlichen Blick zu. »Koryphäen wie die Hattis besitzen die Fähigkeit, ihre Zuhörer die Musik nicht nur hören, sondern auch *fühlen* zu lassen, und zwar so intensiv, dass das Gefühl dabei im Vordergrund steht. Darüber geht manchmal die Wahrnehmung der eigentlichen Melodien verloren. Die wiederum können Amateure oftmals besser vermitteln als jeder Profi. Falls es den jungen Damen also nicht zu lästig ist, würde ich zu gegebener Zeit sehr gern eine Probe ihres Könnens anhören.«

Kando strahlte vor Stolz. »Es wird geschehen«, versicherte er Merlik und nötigte ihn, dem köstlichen Essen ordentlich zuzusprechen.

Während der Mahlzeit, bei der sich jeder die größte Mühe gab, es Merlik an nichts fehlen zu lassen und ihm die besten Bissen zuzuschustern, plätscherte die Unterhaltung nur oberflächlich dahin. Nach dem Essen schließlich geleitete Kando seinen Gast in ein Zimmer, das zwar den Anschein von Gemütlichkeit erweckte, aber doch eindeutig einen offiziellen Charakter besaß.

Inzwischen war Merlik allerdings von dem ständigen Seiltanz um Etikette und Protokoll schon derart genervt, dass er nur noch ein Ende seines Besuchs herbeisehnte. Das allerdings würde – gemäß der schicklichen Höflichkeit – noch bis zum Abend auf sich warten lassen. Wenn er Pech hatte, würde Kando ihn sogar nötigen, ihn in seinem Haus über Nacht zu beherbergen. Andererseits kam das wiederum seinen Plänen sehr gelegen. Also machte er gute Miene und wappnete sich mit Geduld.

Nach einem weiteren kurzen Geplauder über die Sehenswürdigkeiten Otanos kam Kando Fanshur schließlich zur Sache. »Wie ich hörte, haben Sie eine bahnbrechende Erfindung gemacht, *Rani'in Talas*. Sie haben einen besonderen Dünger entwickelt.«

»Bahnbrechend würde ich das nicht nennen«, wehrte Merlik bescheiden ab. »Ich habe ein bisschen experimentiert, um kargen Böden höhere Erträge zu entlocken. Die ersten Versuche sind allerdings vielversprechend, wenn auch noch lange nicht ausgereift.«

»Ihr Dünger soll für Otano besonders geeignet sein.« Kando überging Merliks Einwand. »Sie haben mit Pflanzen und Bodenproben von hier experimentiert. Was hat Sie an dieser Welt so sehr interessiert?«

»Die Möglichkeiten und natürlich das Klima«, antwortete Merlik sofort. Auf diese Frage hatte er sich gut vorbereitet. »Wie Sie wissen, haben wir damit begonnen, uns die alten Welten unseres Reiches

zurückzuholen, die vor Jahrhunderten von den Starr okkupiert worden sind. Etliche dieser Welten haben ähnlich karge Bodenverhältnisse wie Otano. Falls es auf ihnen nicht gerade wichtige Bodenschätze zu heben gibt, sind sie wirtschaftlich nicht allzu nützlich. Stellen Sie sich aber vor, es gelänge uns, die Böden dieser Welten fruchtbar zu machen und dort dieselben exotischen Früchte und Getreidesorten anzubauen, die hier auf Otano wachsen und im Reich zunehmend begehrter werden. Das würde eine zusätzliche Einnahmequelle schaffen, ebenso wie einen Versorgungsengpass ausmerzen. Das ganze Reich hätte Vorteile davon.« Er sah den Patriarchen lächelnd an, der ihm aufmerksam zuhörte. »Die Jungpflanzen, die auf den anderen Welten angebaut werden sollen, würden natürlich hier gezogen. Dazu muss aber zu allererst der hiesige Ertrag gesteigert werden.«

Kando machte eine zustimmende Geste. »Weshalb liegt Ihnen ausgerechnet Otano so sehr an den Herzen?«, wollte er wissen.

»Es ist eine Herausforderung an mein Können als Biochemiker. So schwierige Bedingungen finden sich auf keinem anderen Planeten des Reiches. Und sie sind denen der ehemaligen Starr-Welten, von denen ich sprach, am ähnlichsten. Ich gebe zu, Ihre heutige Einladung freut mich auch aus dem Grund, da sie mir die Gelegenheit gibt, Sie zu bitten, mir einige Feldversuche hier zu gestatten, sobald mein Dünger das Experimentierstadium hinter sich hat.«

Kando nickte bedächtig. Trotzdem konnte Merlik ihm ansehen, dass ihm diese Bitte überaus gefiel. Wenn Merliks Anbaupläne funktionierten, würde Otano eine reiche Welt werden – und das Haus Lovinar eine nicht unbedeutende Aufwertung erfahren. Natürlich stand Merlik als dem Erfinder des besagten Düngers ein beträchtlicher Anteil am daraus erzielten Gewinn zu. Ein Anteil, den Kando gern für sich und seine Familie beansprucht hätte. Merlik konnte es förmlich hinter der Stirn des Patriarchen arbeiten sehen, wie er überlegte, diese beiden Dinge unter einen Hut zu bringen – zum größtmöglichen Vorteil seines eigenen Hauses.

»Das sind überaus interessante Pläne«, stellte er schließlich fest. »Ich würde Ihnen gern Ihre Feldversuche gestatten. Doch ich fürchte, die diesbezügliche Ausstattung der hiesigen Labors und Farmen würde Ihren Ansprüchen nicht genügen.«

Das war natürlich eine Untertreibung, die Kandos Bescheidenheit ausdrücken sollte.

Merlik lachte. »Sie sind zu bescheiden, Patriarch Fanshur. Ich bin mir sicher, dass Ihre Labors besser sind, als Sie glauben. Ebenso wie die musikalischen Fähigkeiten Ihrer Töchter.«

Merlik wusste genau, dass das die Antwort war, auf die Kando gehofft hatte. Der Patriarch biss auch sofort an. »Darf ich mir in diesem Fall erlauben, Sie zu bitten, mir morgen die Ehre zu erweisen, unsere Labors in Augenschein zu nehmen? Sollten sie Ihren Ansprüchen genügen, werde ich Ihnen gern Ihre Feldversuche genehmigen.«

»Mit dem größten Vergnügen«, versicherte Merlik. »Und ein noch

größeres Vergnügen wäre es mir, Kamiana und ihre Schwester musizieren hören zu dürfen.«

Mit dieser scheinbar nebensächlichen Nennung von Kamianas Namen hatte er Kando subtil sein Interesse zu verstehen gegeben. Und der hatte es sehr wohl verstanden.

»Es soll geschehen«, versprach er Merlik, der sich zufrieden mit der Entwicklung der Dinge in seinem Sessel zurücklehnte.

*

»Captain Frost, wenn Sie gestatten, würde ich mich gern den Marines anschließen.«

Zu Danas Linken sahen sie große Vogelaugen über einen Schnabel hinweg abwartend an. Sun-Tarin war ein Mitglied des vogelartigen Volks der Kridan und der erste Austauschoffizier, der im Rahmen des neu entwickelten Programms im Star Corps Dienst als Berater tat.

Als Captain der Imperialen Flotte und Kommandant eines Schlachtkreuzers war er noch bis vor fast einem Jahr ein erklärter Feind der Solaren Welten gewesen. Doch er hatte sich den veränderten Umständen in seiner Heimat angepasst und gehorchte seinen Befehlen, die ihn für dieses Programm auserwählt hatten, obwohl er anfangs davon wenig begeistert gewesen war. Manchmal traf das immer noch zu, doch sein Verhältnis zu den Menschen verbesserte sich ständig.

»Sie wollen Ihren Panzeranzug testen, nicht wahr?«, erriet Dana.

Sun-Tarin hatte kurz vor dem Start der STERNENFAUST zu dieser Mission von Kridania einen Panzeranzug geschickt bekommen, der in seiner Schutzfunktion den Anzügen der Marines zwar etwas nachstand. Doch stattdessen verfügte er über andere Vorteile. Dieser Anzug ermöglichte es dem Kridan, relativ gefahrlos an Außeneinsätzen teilnehmen zu können, ohne sein Leben allzu sehr zu gefährden. Der bevorstehende Einsatz der Marines war eine ideale Gelegenheit dafür.

»Testen ist nicht der richtige Ausdruck, Captain«, antwortete Sun-Tarin. »Ich habe diese Art von Anzügen schließlich zu Hause schon oft getragen und weiß, wie sie funktionieren und ich mit ihnen umzugehen habe. Nein, ich habe es einfach nur satt, die meiste Zeit hier an Bord mit Beobachten und Beraten zu verbringen. Ich bin mir sicher, dass Sie mich verstehen werden. Ich bin ein Tanjaj, ein Krieger und Soldat wie Sie. Ich brauche ab und zu solche Einsätze, um dieser Stellung gerecht zu werden.«

Dana nickte. »Das verstehe ich in der Tat, Sun-Tarin. Erlaubnis erteilt. Gehen Sie mit den Marines und sehen Sie nach, ob Sie tatsächlich einen Mantiden finden.« *Obwohl ich mir das eigentlich nicht vorstellen kann. Andererseits weiß man ja nie.*

»Danke, Captain.« Der Kridan verließ die Brücke.

»Captain, darf ich Sie daran erinnern, dass Sie eine Verabredung mit

Dr. Gardikov haben«, sagte van Deyk. »Ich empfehle, dass Sie die einhalten. Sonst beruft sich unsere Ärztin noch auf Paragraf 156 A, Absatz 1 der Dienstvorschriften, der es ihr erlaubt, in medizinischen Fällen dem Kommandanten notfalls Befehle erteilen zu können.«

Dana seufzte und sah van Deyk anklagend an. »I.O.! Ich habe mir von Ihnen mehr Rückendeckung erwartet und nicht dass Sie mit Dr. Gardikov gemeinsame Sache machen.«

Van Deyk grinste breit. »Captain, wenn es um die Gesundheit meiner Vorgesetzten und damit unter Umständen die Sicherheit des Schiffes geht, würde ich sogar mit dem Teufel gemeinsame Sache machen.«

Dana schnitt eine Grimasse. »Das glaube ich zwar nicht, aber ich gehe schon. Immerhin war ich wirklich recht nahe an der Explosion und sollte kein Risiko eingehen.«

»Meine Meinung«, stimmte van Deyk zu. »Ich halte solange die Stellung.«

Dana verließ die Zentrale und ging zur Krankenstation, wo Dr. Gardikov sie einer kurzen, aber gründlichen Untersuchung unterzog. Wie Dana nicht anders erwartet hatte, war alles in Ordnung, abgesehen von ein paar unbedeutenden Hautabschürfungen, die sie sich beim Sturz zugezogen hatte.

Als sie danach wieder in die Zentrale zurückkehrte, hatte van Deyk die Übertragungen von den Helmkameras der Marines bereits auf den Hauptbildschirm geschaltet und verfolgte das Geschehen.

»Wir befinden uns jetzt in dem Gang, in dem Dr. Arroyo den Mantiden gesehen haben will«, berichtete Sergeant Takashi. »Hier ist außer uns im Moment niemand. Wir werden jetzt die angrenzenden Räume der Reihe nach durchsuchen.«

Man konnte sehen, wie einer der Marines eine Tür öffnete. Die Kameras zeigten das Innere, ein Labor, in dem es außer dem üblichen Zubehör nur die Leiche eines ehemaligen Drontewirts gab, die schon deutlich in Verwesung übergegangen war.

»Der ist in der letzten Zeit nirgends mehr hingegangen«, stellte Takashis Stellvertreter, Corporal Ragnarök S. Telford, fest.

Er drehte sich einmal langsam um seine eigene Achse. Kein lebender Mantide befand sich in dem Raum. Die Marines nahmen sich das nächste Labor vor. Auch hier gab es dasselbe Ergebnis.

Dana war so in das Geschehen auf dem Bildschirm vertieft, dass sie leicht zusammenzuckte, als Lieutenant Jamil meldete: »Captain, eine Nachricht von der MOND VON KANASH. Kommandant Talas.«

»Auf den Schirm.«

Die Übertragung der Marines wurde durch das Bild von Siron Talas ersetzt. »Captain Frost, ich habe soeben von einem Teil meiner Leute, die sich in einem Bibliotheksgebäude befinden, die Meldung erhalten, sie hätten einen Mantiden gesehen. Lebendig und putzmunter. Gleich darauf soll er wieder verschwunden sein.«

Dana nickte. »Unsere Wissenschaftler wollen auch einen gesehen haben. Die Marines sehen sich gerade in dem betreffenden Gebäude

um. Bisher ohne Ergebnis.«

»Was halten Sie davon, Captain?«

»Ich bin mir nicht sicher. Aber es gibt auf den ersten Blick meiner Meinung nach nur zwei Möglichkeiten. Entweder gibt es hier etwas, das langfristig bei uns Halluzinationen hervorruft oder die Mantiden kommen zurück. Ich halte es jedenfalls für sehr unwahrscheinlich, dass diese gesichteten Mantiden noch lebende Drontewirte sein könnten.«

»Das können wir, glaube ich, ausschließen«, stimmte Siron Talas ihr zu. »Ich werde meine Leute zurückrufen, bis die Angelegenheit geklärt ist. Falls die Mantiden tatsächlich zurückkommen, halte ich es für unklug, beim unbefugten Betreten ihres Eigentums erwischt zu werden. Außerdem lasse ich meine Leute auf irgendwelche Fremdsubstanzen in ihrem Blut untersuchen, die vielleicht für Halluzinationen verantwortlich sein könnten.«

»Das werden wir auch tun. Danke für die Nachricht, Kommandant Talas.«

Der J'Ebeem machte eine kurze Ehrenbezeugung und unterbrach die Verbindung. Dana merkte, dass van Deyk sie ansah.

»Raus damit, I.O. Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Falls diese Sichtungen tatsächlich auf Halluzinationen zurückzuführen sind, könnte es sein, dass der Anti-Dronte-Virus mutiert ist und so etwas verursacht.«

Diese Befürchtung hatte es von Anfang an gegeben. Seit bekannt geworden war, dass die Dronte mit einem Virus infiziert werden sollten, waren Stimmen laut geworden, die vor dieser Maßnahme gewarnt hatten. Man hatte damit argumentiert, dass auch die Genetics nicht garantieren könnten – obwohl diese das behaupteten –, dass der von ihnen entwickelte Virus nicht eines Tages mutierte. Falls er durch Mutation nicht mehr an das Dronte-Genom gebunden war, könnte er eventuell auch auf andere Rassen übergreifen. Hier konnte es sich durchaus um ein solches Phänomen handeln.

»In dem Fall hätte das Virus aber erstaunlich kurze Zeit zum Mutieren gebraucht«, antwortete Dana.

Van Deyk zuckte mit den Schultern. »Die Atmosphäre von Mantis VI ist nicht identisch mit der anderer Sauerstoffwelten. Irgendetwas darin könnte das verursacht haben. Und ganz ehrlich: Ich traue den Genetics durchaus zu, dass sie in ihrer bodenlosen Arroganz eine solche Möglichkeit übersehen haben.«

Dieser Meinung war Dana allerdings nicht. Die Genetics waren zwar tatsächlich arrogant, überheblich und maßlos überzeugt von sich selbst und ihren Fähigkeiten. Doch sie glaubte nicht, dass sie derart nachlässig beim Konstruieren des Anti-Dronte-Virus' gewesen waren. Ein solcher Fehler konnte katastrophale Auswirkungen haben – gerade auch für sie selbst. Außerdem waren die Genetics in jeder Hinsicht absolute Perfektionisten. Dana wollte trotzdem kein Risiko eingehen.

»Lieutenant Jamil, bitte stellen Sie eine Verbindung zu den Wissenschaftlern her.«

»Verbindung steht, Ma'am.«

»Was gibt es, Captain?«, fragte Dr. Arroyo. »Haben Sie den Mantiden gefunden?«

»Nein, aber die J'Ebeem haben auch einen gesichtet. Es besteht allerdings der Verdacht, dass es sich bei diesen Sichtungen um Halluzinationen handeln könnte. Ich empfehle Ihnen und Ihrem Team deshalb dringend, an Bord Ihrer Schiffe zurückzukehren, sich in Quarantäne zu begeben und sich gründlich untersuchen zu lassen.«

Arroyo wurde sichtbar blass. »O Gott! Glauben Sie, dass der Virus mutiert ist?«, zog er denselben Schluss wie Dana und van Deyk.

»Die Möglichkeit besteht leider, wenn sie auch nicht allzu wahrscheinlich ist. Sie sollten in jedem Fall kein Risiko eingehen.«

»Wir verschwinden sofort«, versicherte Arroyo und unterbrach die Verbindung.

»Sergeant Takashi«, rief Dana den Kommandanten der Marines. »Sie haben es gehört.«

»Ja, Ma'am. Aber wir sind nicht in Gefahr, da wir in unseren Panzeranzügen nicht mit der mantidischen Atmosphäre in Kontakt gekommen sind. Ich schlage vor, wir durchsuchen noch den Rest der Räume auf dieser Ebene und kehren danach an Bord zurück.«

»Einverstanden«, stimmte Dana zu.

»Lieutenant Briggs«, wandte sie sich an den Ortungsoffizier. »Haben Ihre Instrumente irgendwelche ungewöhnlichen Energieemissionen angemessen?«

»Nein, Ma'am. Und falls die Basiru-Aluun die Mantiden auf dieselbe Weise zurückbrächten wie sie sie abgeholt haben, müssten wir etwas anmessen können.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, widersprach van Deyk. »Die Basiru-Aluun sind, wie wir wissen, technisch extrem weit fortgeschritten. Ich denke, wenn sie nicht wollen, dass wir etwas von ihren Aktivitäten mitbekommen, haben sie Mittel und Wege, ihre Lichtbrücken-Transmitter so zu tarnen, dass wir sie nicht bemerken, sofern wir nicht direkt danebenstehen.«

»Aber welchen Grund sollten sie haben, sich so bedeckt zu halten, falls sie die Mantiden tatsächlich zurückbringen wollen?«, fragte Lieutenant Commander Mutawesi, der Taktikoffizier.

»Das würde schon Sinn machen.«, stimmte Dana van Deyk zu, »Wenn wir davon ausgehen, dass die Mantiden, die gesichtet wurden, eine Art Vorhut sind, die erstmal prüfen soll, ob die Luft rein und eine Rückkehr ungefährlich ist. Schließlich wissen sie noch nichts von dem Virus und müssen deshalb damit rechnen, dass die mantidischen Drontewirte, die sie hier zurückließen, noch leben. Kämen sie einfach so zurück und würden denen unvorbereitet in die Arme laufen, könnten sie ebenfalls zu Opfern werden.«

»Trotzdem ist es in jedem Fall sicherer, wenn wir alle Leute von den Außenmissionen zurückrufen und gründlich untersuchen lassen«, meinte van Deyk.

»Lieutenant Jamil, verbinden Sie mich mit den Starr.«

»Jawohl, Ma'am. – Sie können sprechen.«

»Kommandant Shorrelorr«, sagte Dana, als das Gesicht des Starr auf dem Bildschirm erschien. »Unsere Leute und auch die der J'Ebeem haben Mantiden gesichtet, die plötzlich auftauchten und wieder verschwanden. Wir haben bis jetzt keine Erklärung dafür gefunden, können aber nicht ausschließen, dass es sich dabei um Halluzinationen handelt, die durch irgendeinen noch unbekannten Stoff in der Atmosphäre erzeugt werden. Wir ziehen daher unsere Leute zurück, bis wir die Sache geklärt haben. Ich hielt es für meine Pflicht, Sie als unseren Verbündeten unverzüglich über die mögliche Gefahr zu informieren.«

»Danke, Captain.« Shorrelorrs Kopf zuckte mit seiner Riechzunge im Takt gleichermaßen hektisch. »Wir hatten vor ein paar Augenblicken auch eine Sichtung«, gestand er. »Und wir sind zu demselben Schluss gekommen wie Sie. In Anbetracht dessen verlassen wir den Planeten sofort. Noch mehr Verluste kann sich das Volk der Starr nicht leisten.«

»In dem Fall wünsche ich Ihnen eine gute Heimreise, Kommandant.«

»Danke. Ich würde es begrüßen, wenn Sie uns als Verbündete an der Ausbeute Ihrer Untersuchungen teilhaben ließen.«

Ich hätte es mir denken können, dass die Starr immer noch in erster Linie ihre »Beute« im Sinn haben, dachte Dana. »Ich werde Ihr Ersuchen gerne an meine Vorgesetzten weiterleiten, Kommandant.«

»Danke«, sagte Shorrelorr noch einmal und unterbrach die Verbindung.

»Das Starr-Schiff startet, Captain«, meldete Lieutenant Briggs wenige Augenblicke später und blendete auf dem Bildschirm den Ausschnitt des Raumhafens ein, auf dem das Schiff der Starr nicht allzu weit von der FREIHEIT entfernt stand.

Deshalb konnten sie auch alle den Mantiden sehen, der plötzlich wenige Schritte von der FREIHEIT entfernt auftauchte und Sekunden später wieder verschwand.

»Haben Sie das auch gesehen, Captain?«, fragte Briggs und konnte eine gewisse Erregung in seiner Stimme nicht verbergen.

»Haben wir, Lieutenant«, bestätigte Dana. »Und wenn der vielleicht existierende halluzinogene Giftstoff in der Luft nicht inzwischen auch die STERNENFAUST infiltriert hat, war das eben *keine* Illusion. Denn die würde nicht die Außenkameras beeinflussen. Aber das werden wir bald wissen …«

*

Die sieben Riesen – sie befanden sich fünf Lichtjahre von Otano entfernt – waren bereit. Und es gab hier niemanden, der sie hätte aufhalten können – nicht einmal wenn irgendjemand von ihrer Anwesenheit gewusst hätte …

*

Merlik begutachtete die Laboreinrichtung der Universität von Otarak. Für eine abgelegene und nicht sehr bedeutende Welt am Rand des j'ebeemischen Reiches wie Otano war die Einrichtung überaus fortschrittlich. Sie enthielt alles, was Merlik von einem guten Labor erwartete. Auch der Vorrat an modernsten und teilweise sogar seltenen Chemikalien und Mineralien war beeindruckend.

Andererseits war das auf den zweiten Blick kein so großes Wunder, nachdem er sich wieder ins Gedächtnis rief, dass Kandos Cousin Mitglied im Wissenschaftsrat war. Über ihn konnte der Patriarch mit Sicherheit alles an Ausrüstung bekommen, was er wollte.

Merlik vergaß sogar für einen Moment seine Heiratspläne und stellte sich vor, wie wunderbar er hier würde arbeiten können. Man musste es ihm wohl ansehen, denn Kando Fanshur lächelte zufrieden.

»Ich glaube, Ihnen gefallen unsere Labors.«

»Durchaus, Patriarch. Die Ausstattung steht den großen Labors auf Ebeem und Assano in nichts nach. Falls Sie mir Ihre Erlaubnis zu meinen geplanten Feldversuchen erteilen, wird es mir ein Vergnügen sein, hier zu arbeiten. Vorausgesetzt natürlich, die Leitung der Wissenschaftlichen Adlaten stimmt meiner Versetzung nach Otano zu.«

Dabei war sich Merlik durchaus bewusst, dass die Zustimmung nur eine Formalität war. Kando Fanshur würde seinem Verwandten im Rat mitteilen, dass er Merlik Talas gern in den Labors auf Otano hätte. Der Cousin würde daraufhin die Leitung der Adlaten anweisen, Merliks Versetzung anzuordnen. Im Grunde genommen konnte er, sobald er wieder auf Ebeem war, anfangen seine Sachen für einen längeren Aufenthalt hier zu packen. Merlik lächelte zufrieden.

Kando Fanshur bemerkte es. »Ich sehe, die Aussicht, eine Weile hier zu arbeiten, erfreut Sie«, stellte er fest.

»Ja, durchaus«, gab Merlik unumwunden zu. »Auf Ebeem war meine Forschung mit dem Dünger nur eine beiläufige Nebensache, die ich mehr in eigener Regie in meiner Freizeit durchgeführt habe. Hier wird sie mein Hauptauftrag sein, und ich kann mich ihr mit aller Konzentration widmen. Das erleichtert die Sache für mich.«

»Ich möchte Ihnen Ihren künftigen Aufenthalt hier gern noch weiter erleichtern. Falls Sie mir die Ehre erweisen wollen, meinen Vorschlag anzunehmen, biete ich Ihnen für die Dauer Ihres Aufenthalts hier eine Wohnung in meinem Haus an. Mein Sohn arbeitet auch an der Universität. Sie könnten ihn jeden Tag begleiten.«

»Sie sind zu großzügig«, antwortete Merlik bescheiden. »Doch wenn es Ihnen keine Umstände macht, wäre ich mit dieser Regelung einverstanden.«

»Es macht keine Umstände«, versicherte Kando. »Im Gegenteil. Es würde uns freuen. Besonders meine Tochter Kamiana. Seit Sie Ihr

Interesse an Ihrer Musik bekundeten und ihre Darbietung gestern Abend so freundlich beurteilten, ist sie Ihnen gewogen.«

Das wurde ja immer besser! Merlik hatte Mühe, sich seine Zufriedenheit nicht anmerken zu lassen. Er tat erstaunt. »Tatsächlich? Aber Kamiana spielt die Kinon wirklich sehr gut. Ich habe lediglich meiner ehrlichen Meinung Ausdruck gegeben.«

Kando schmunzelte. »Dennoch ist es etwas anderes, wenn ein Fremder dieselbe Kunst lobt, die ein Vater allein schon aus Liebe zu seinen Töchtern wundervoll findet.«

»Das mag wohl sein. Aber Kamianas musikalisches Talent gefällt mir wirklich. Und ich muss gestehen, dass ich auch von ihrem Wesen beeindruckt bin. Sie ist so gut erzogen, bescheiden und freundlich. Sicher ist ihr Verlobter überglücklich, eine Frau wie sie zu bekommen.«

»Kamiana ist nicht verlobt«, versicherte Kando und hatte nun seinerseits Mühe, sich seine Zufriedenheit nicht anmerken zu lassen.

Er hatte in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt, dass dieser geniale Biochemiker aus dem Haus Haskano Interesse an seiner Tochter entwickeln könnte. Ursprünglich hatte er ihn nur für die Verbesserung der landwirtschaftlichen Erträge einladen wollen und gehofft, ihn für Otano zu gewinnen. Wenn der junge Talas jetzt aber auch noch Gefallen an Kamiana fand, eröffnete das für das Haus Lovinar ganz neue Perspektiven. Jetzt musste er es nur noch geschickt genug anfangen, dieses Interesse wach zu halten. Mit etwas Glück konnte das Haus Lovinar die Verlobung von Kamiana mit Merlik Talas feiern, bevor der junge Wissenschaftler wieder abreiste.

»Warum ziehen Sie nicht schon heute zu uns, und wir besprechen in Ruhe alles weitere?«, bot er Merlik an.

»Ich möchte keinesfalls Ihren Haushalt durch meine Anwesenheit durcheinanderbringen«, wehrte Merlik ab.

»Sie bringen nichts durcheinander. Im Gegenteil, Sie erweisen uns damit eine große Ehre.«

»Wenn Sie das so sehen, bin ich gern einverstanden«, stimmte Merlik scheinbar zögernd zu und jubelte innerlich.

Sie kehrten zur Residenz der Fanshurs zurück, wo ihm sofort ein Zimmer hergerichtet wurde. Kando Fanshur wurde nicht müde zu betonen, dass ein ganzes Appartement für ihn bereit sein würde, wenn er für seine Forschungen nach Otano zurückkehrte.

Endlich hatte Merlik auch die Gelegenheit, mit Kamiana ein paar Worte allein zu sprechen, ein Umstand, der von der Familie arrangiert wurde, indem sie sich diskret zurückzogen, als die beiden jungen Leute einander »zufällig« auf einem Balkon begegneten.

»Darf ich hoffen, heute noch einmal in den Genuss Ihrer Musik und der Ihrer Schwester zu kommen, Kamiana?«, fragte Merlik höflich.

»Gefällt sie Ihnen wirklich?«, fragte Kamiana.

»Oh ja. Mein Cousin Siron spielt auch die Kinon, aber längst nicht so gut wie Sie. Was möglicherweise daran liegt, dass seine Pflichten ihm nur selten Zeit genug zum Üben lassen.«

»Ja, man muss schon viel üben, um gut zu werden.« Sie sah ihn an und lachte plötzlich verlegen. »Wir reden belangloses Zeug, nur um überhaupt zu reden. Ist Ihnen das klar?«

»Ja, durchaus«, antwortete Merlik ein wenig verblüfft. »Aber so sind nun einmal die Gepflogenheiten unseres Standes. Wir können froh sein, dass man uns überhaupt miteinander allein sprechen lässt, ohne die Anwesenheit von mindestens einem Ihrer Verwandten.«

Kamiana wurde abrupt ernst. »Ich denke, Sie wissen, was dahintersteckt. Sie sind durch Ihre Erfindung wichtig für meinen Vater.«

»Und deshalb möchte er mich gern an sein Haus gebunden sehen«, ergänzte Merlik. »Und zwar permanent und so eng wie möglich.«

»Dann ist Ihnen ja klar, welchem Zweck diese arrangierte Gelegenheit dient.«

Merlik glaubte einen leicht bitteren Unterton in ihrer Stimme zu hören und beschloss spontan, offen zu ihr zu sein. »Würde es Sie überraschen, wenn ich Ihnen sage, dass ich mir die größte Mühe geben musste zu erreichen, von Ihrem Vater eingeladen zu werden? Doch, das ist die Wahrheit«, fügte er nachdrücklich hinzu, als er ihren ungläubigen Blick sah. »Sie erinnern sich doch, dass wir vor einigen Monaten auf dem Empfang des Wissenschaftsrats ein bisschen miteinander plaudern konnten.«

»Natürlich erinnere ich mich. Ich fand unser Gespräch sehr angenehm.«

»Ich auch. Das, was ich dabei von Ihnen erfahren habe, hat mich beeindruckt. Ich gestehe, dass Sie mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf gegangen sind.«

»Aber wir haben doch auch da nur über Belanglosigkeiten gesprochen.«

Merlik lächelte. »Nun, man kann *belanglos* über Belanglosigkeiten sprechen – wenn Sie verstehen, was ich meine – oder auf eine intelligente Art und Weise. Sie haben eindeutig intelligent über unsere ›Belanglosigkeiten‹ gesprochen.«

Kamiana musste lachen, und das machte sie Merlik noch sympathischer.

»Ich wollte Sie unbedingt wiedersehen, Kamiana«, gestand er. »Aber dafür brauchte ich einen guten Grund, um von Ihrem Vater eingeladen zu werden. Also habe ich nach einer Möglichkeit gesucht, die mir eine Einladung verschaffen könnte. Ich habe erfahren, wie wichtig Ihrem Vater die Landwirtschaft auf Otano ist und diesen Dünger entwickelt. Anschließend ließ ich die richtigen Leute davon wissen und machte danach ›zufällig‹ Urlaub auf Otano.«

Kamiana sah ihn verblüfft an. »Wollen Sie damit sagen, dass Sie diesen Dünger nur entwickelt haben – um *mich* wiederzusehen?«

»Genau das«, antwortete Merlik ernst. »Natürlich müssen wir noch eine angemessene Zeit verstreichen lassen, bevor ich Ihren Vater fragen kann, ob ich Sie heiraten darf.« Er schüttelte den Kopf. »O Götter, ich

hasse diese komplizierten Verhaltensregeln! Aber ich darf, da wir ja hier unter uns sind, Sie schon mal bitten zu überlegen, ob Sie geneigt wären, dem zuzustimmen.«

»Oh!«, brachte Kamiana heraus und lachte plötzlich. »Ich hasse sie auch. Die komplizierten Verhaltensregeln, meine ich. Das einfache Volk soll es in dem Punkt entschieden leichter haben.«

»Ja. Aber ich denke, auch wir können es uns leichter machen. Zumindest wenn wir unter uns sind.«

»Allein schon deshalb wäre ich geneigt, Ihrem Antrag zuzustimmen«, sagte Kamiana inbrünstig und schnitt eine Grimasse. »Doch wie Sie schon sagten, wir müssen leider eine angemessene Zeit verstreichen lassen, ehe Sie meinen Vater fragen können. Aber ich werde ihn wissen lassen, dass ich einverstanden wäre.«

Nach dieser Eröffnung hatte Merlik für den Rest des Tages das Gefühl, mindestens eine Handbreit über dem Boden zu schweben.



Dr. Gardikov hatte ihre Testreihe an allen Crewmitgliedern, die Mantis VI betreten hatten, beendet. Bei keinem von ihnen ließ sich irgendein Fremdstoff im Körper feststellen. Die Ärzte der Schiffe, mit denen die Wissenschaftler gekommen waren, die der beiden Leichten Kreuzer sowie die der J'Ebeem, meldeten dasselbe Ergebnis, worüber alle sehr erleichtert waren.

»Wir können also tatsächlich davon ausgehen, dass die gesichteten Mantiden wirklich da waren«, resümierte Dana, nachdem sie das Ergebnis erhalten hatte. »Lieutenant Jamil, eine Verbindung zum Hauptquartier, bitte.«

Wenig später erschien auf dem Bildschirm der kahle Kopf von Commodore Kim Ray Jackson, ihrem direkten Vorgesetzten. Dana schilderte ihm die Lage und übersandte ihm die Untersuchungsergebnis im selben Datenstrom.

»Wir vermuten«, schloss sie ihren Bericht, »dass die gesichteten Mantiden eine Art Vorhut sind, die die Lage überprüfen soll, bevor das Volk möglicherweise zurückkehrt. Wie sollen wir weiter vorgehen, Sir?«

Jackson dachte einen Moment nach. »Wie sicher sind Sie sich, dass es sich dabei um die Vorzeichen für eine geplante Rückkehr der Mantiden handelt, Captain?«

»Es ist die einzig logische Möglichkeit«, antwortete Dana und konnte sich nicht verkneifen hinzuzufügen: »Vielleicht war unser Bestreben, die mantidische Technologie ›sicherzustellen‹, doch etwas voreilig.«

Jackson strafte sie mit einem verweisenden Blick. »Mir missfällt, was Sie damit andeuten, Captain Prost. Ich werte das mal eine persönliche Meinungsäußerung und nicht als eine Kritik an Ihren Vorgesetzten.«

Die es durchaus war und auch sein sollte, dachte Dana grimmig. »Ich

gebe lediglich zu bedenken, Sir«, sagte sie ruhig, »welchen Eindruck unsere Anwesenheit hier auf unsere mantidischen *Verbündeten* machen muss, wenn sie zurückkehren und uns dabei in flagranti ertappen, wie wir uns mit ihrem Eigentum beschäftigen. Einige haben uns bereits gesehen. Ich schlage trotzdem vor, schnellstens Mantis VI zu verlassen, bevor die Mantiden wieder da sind.«

»Dazu dürfte es zu spät sein, Captain«, mischte sich van Deyk ein und blendete die Ortungsdaten der Außenkameras ein, sodass sie auch Jackson übermittelt wurden.

»Captain, im Orbit sind mehrere Kristallschiffe der Basiru-Aluun aufgetaucht«, meldete Ashley Briggs im selben Moment. »Und es werden immer mehr.«

Auf der Oberfläche materialisierten jetzt überall Mantiden wie aus dem Nichts. Sie kamen allerdings nicht in geordneten Gruppen, sondern schienen wahllos verteilt zu werden. Es sah ganz danach aus, als würden die einzelnen Individuen wieder an die Stellen zurückgebracht, von denen sie Wochen zuvor abgeholt worden waren. Sie sahen sich einen Moment lang verwirrt um, bis sie offenbar ihre Orientierung wiedergefunden hatten und sich auf den Weg zu welchem Ziel auch immer machten.

Das Absetzen der Mantiden dauerte nur wenige Minuten, bevor Briggs meldete: »Die Kristallschiffe sind wieder verschwunden!«

»Ich hoffe nur, die Wissenschaftler haben keine gar zu sichtbaren Spuren bei ihrer Plünderung hinterlassen«, murmelte Dana laut genug, dass Jackson es hören musste, aber leise genug, dass er vorgeben konnte, es nicht gehört zu haben.

Drei Mantiden und ein Sundaif, erkennbar an seinem kupferfarbenen Panzer, strebten der STERNENFAUST entgegen. Dana schaltete Jacksons Bild wieder auf den Hauptschirm. »Sir, ich erbitte eine Direktive, wie ich jetzt weiter vorgehen soll.«

Zu ihrer profunden Genugtuung erhaschte sie einen kurzen Blick auf Jacksons betretenen Gesichtsausdruck, bevor er sich wieder in der Gewalt hatte und eine ausdruckslose Miene zeigte.

»Erklären Sie den Mantiden, dass Sie eine Wachstaffel darstellen, die ihr Eigentum vor Plünderern schützen soll. Falls die irgendwelchen fehlenden Gegenstände entdecken, machen Sie die Starr oder die J'Ebeem dafür verantwortlich. Oder lassen Sie sich irgendeine andere plausible Ausrede dafür einfallen. Sobald Sie die Sache geregelt haben, kehren Sie zum Hauptquartier zurück. Jackson Ende.«

Jetzt sollen andere Verbündete in die Pfanne gehauen werden, nur damit unsere Weste weiß bleibt. Und ich *bin diejenige, die es ausbaden muss. Ich gewinne langsam den Eindruck, dass das Star Corps nicht mehr das ist, was es mal war, als ich ihm beigetreten bin.*

»I.O., haben Sie einen Vorschlag?«

»Erstens: die J'Ebeem und die Starr warnen, zweitens: die von Jackson empfohlene Schadensbegrenzung versuchen«, antwortete van Deyk sofort. »Drittens: zu dem Zweck Bruder William zu Rate ziehen.

Nur für alle Fälle.«

»Bruder William, kommen Sie bitte sofort auf die Brücke«, rief Dana den jungen Christophorer-Mönch, der als Berater an Bord war, über Interkom.

»Captain, eine Nachricht von den Sundaif!«, meldete Susan Jamil. »Nur Audio.«

»Lassen Sie hören.«

»STERNENFAUST, hier spricht KaraGai, Kommandantin der FREIHEIT.« Wie auf dem Bildschirm zu sehen war, stammte der Spruch über den Armbandkommunikator des Sundaif, der zusammen mit den drei Mantiden auf die STERNENFAUST zukam.

»Hier spricht Captain Dana Frost. Ich grüße Sie, KaraGai.«

»Ich möchte mit Ihnen sprechen, Captain Frost. Ebenso diese drei Freunde von Ihnen.« Sie deutete auf ihre Begleiter. Einer von ihnen winkte enthusiastisch mit seinen beiden Feinarmen.

»Hallo, Captain Frost! Wir haben Ihnen eine Menge zu erzählen! Dürfen wir an Bord kommen?«

»Natürlich gern«, antwortete Dana. »Kkiku'h?«

»Wer sonst! Und Königin Qua'la und Prinz D'koh.«

»Kommen Sie an Bord«, lud Dana sie ein und unterbrach die Verbindung.

»›Königin‹ Qua'la und ›Prinz‹ D'koh?«, wiederholte van Deyk. »Was haben wir denn da nicht mitbekommen?«

»So ziemlich alles, was sich während der Abwesenheit der Mantiden bei denen abgespielt hat«, antwortete Dana grimmig. »Wenigstens waren uns diese drei bisher immer wohlgesonnen. Ich hoffe nur, dass sie das auch bleiben, falls sie herausfinden, was unsere wahren Aufgaben hier auf Mantis sind.«

Bruder William betrat die Brücke.

»Sie können gleich wieder umkehren, Bruder William«, sagte Dana und stand auf. »Wir bekommen Besuch. I.O., Sun-Tarin, begleiten Sie mich. Lieutenant Commander Mutawesi, Sie haben die Brücke. Beordern Sie zwei Crewmen als Ordonnanzen in den Konferenzraum.«

»Aye, Ma'am.«

»Lieutenant Jamil, teilen Sie Kommandant Talas mit, dass wir eine Unterredung mit der neuen Herrscherin der Mantiden und ihrer Begleitung haben werden. Falls er dazukommen möchte, ist er willkommen.«

»Jawohl, Ma'am«, bestätigte die Kommunikationsoffizierin.

Während sie zur Schleuse gingen, um ihre Gäste persönlich in Empfang zu nehmen, weihte Dana Bruder William in die veränderte Situation ein. »Ich bin für jeden Rat dankbar, wie wir den Mantiden hier unsere Anwesenheit erklären können, ohne uns als die Plünderer zu outen, die wir sind und ohne unsere anderen Verbündeten beschuldigen zu müssen«, schloss sie.

»Das dürfte schwierig werden«, stellte Bruder William fest. »Aber ich werde mein Möglichstes tun.«

»Sie schaffen das schon«, meinte van Deyk nachdrücklich. »Außerdem sind wir ja auch noch da.«

Bruder William lächelte schüchtern über das Lob.

»Die einzig plausible Erklärung, die mir spontan einfällt«, sagte er nach einer Weile, »wäre zu behaupten, dass wir hier sind, um uns davon zu überzeugen, dass die Dronte-Mantiden nach der Freisetzung des Virus wirklich alle tot sind. Das wird die Mantiden wahrscheinlich überzeugen. Falls die Wissenschaftler bei ihrer … eh … ›Sicherstellung‹ der Technologie keine Spuren hinterlassen haben, die eindeutig auf uns hinweisen.«

»Nennen Sie das Kind ruhig beim Namen, Bruder William.«, sagte van Deyk schroff. »Plünderung ist und bleibt Plünderung, egal wie beschönigend man das umschreibt.«

Bruder William zog es vor, darauf nicht zu antworten. Sie erreichten die Schleuse und ließen ihre Gäste an Bord.

»Ich freue mich, Sie zu sehen!«, begrüßte Kkiku'h sie überschwänglich. »Es tut so gut, wieder zu Hause zu sein!«

»Wir waren uns nicht sicher, ob die Mantiden und die Sundaif«, sagte Dana, »überhaupt zurückkommen würden.«

»Und was tun Sie dann hier?«, fragte KaraGai misstrauisch. »Wohl kaum nachsehen, ob es Anzeichen für unsere Rückkehr gibt.«

»Nein, aber nachsehen, ob die Dronte, die auf Mantis zurückblieben, wirklich tot sind«, konterte Dana und geleitete die Gäste in den Konferenzraum.

»Habe ich das vorhin richtig verstanden?«, wandte sich Dana schließlich an die Mantiden. »›Königin‹ Qua'la und ›Prinz‹ D'koh?« Sie hoffte, die Mantiden damit von der Beantwortung der Frage abzulenken, weshalb die STERNENFAUST hier war.

»Ja, Captain«, antwortete die junge Mantidin. »Aber das ist eine lange Geschichte.«

»Nehmen Sie sich ruhig die Zeit, sie uns zu erzählen«, forderte Dana sie auf. »Wir sind sehr neugierig zu erfahren, wie es Ihnen nach Ihrem Fortgehen ergangen ist. Und je mehr Sie uns über die Basiru-Aluun berichten können, desto besser. Die sind immerhin ein sehr interessantes Volk.«

»Das kann man wohl sagen«, bekräftigte Kkiku'h. »Allerdings haben wir von ihnen selbst oder ihren Errungenschaften nicht viel gesehen.«

»So gut wie nichts«, fügte D'koh hinzu. »Sie haben uns auf einer Welt abgesetzt, die eine Nachbildung von Mantis VI ist. Nun, keine hundertprozentige Nachbildung, eher eine Schwesternwelt. Die Umweltbedingungen sind identisch, die Landschaften im Groben auch. Sie haben sogar unsere Häuser nachgebildet, einschließlich der Einrichtungen.« D'koh klang begeistert.

»Aber irgendetwas war an dem wunderbaren neuen Planeten doch nicht so wunderbar?«, vermutete Bruder William.

»Stimmt«, bestätigte Kkiku'h. »Aber es hatte nichts mit der Welt selbst oder den Basiru-Aluun zu tun. Nachdem sie uns auf *Zwillings-*

Mantis abgesetzt und sichergestellt hatten, dass wir mit allem versorgt waren, was wir brauchten, um allein zurechtzukommen, verließen sie uns wieder. Nach einer kurzen Zeit der Eingewöhnung begannen wir, unser Leben auf der neuen Welt zu ordnen. Denn sie sollte unsere neue Heimat sein.«

Kkiku'h wurde unterbrochen, als Mutawesi über die Kom-Anlage die Ankunft von Siron Talas meldete. Wenige Minuten später gesellte sich der J'Ebeem zu ihnen. Er begrüßte die Mantiden höflich und erkannte KaraGai auf Anhieb.

»Schön Sie wiederzusehen, Kommandantin KaraGai.«

Die Sundaif gab ein paar Klicklaute von sich, die von den Translatoren nicht übersetzt wurden, sagte aber nichts weiter.

»Da Königin Ggu'kha'tha tot war«, fuhr Kkiku'h fort, »ging die Nachfolge an ihren nächsten noch lebenden Verwandten in der Erbfolge, Prinz Skx't'uh. Und damit begannen die Schwierigkeiten.«

»Ja«, meldete sich jetzt auch Qua'la zu Wort. »Viele von uns hatten gehofft, dass auf der neuen Welt gewisse Dinge … nun … anders würden. Dass der Adel nicht mehr die uneingeschränkte Macht hat und das mantidische Volk seine Zwei-Klassen-Gesellschaft abschafft. Wir wollten uns in diesem Punkt an den Sundaif orientieren und langsam auch eine Demokratie errichten. Doch das scheiterte schon im Ansatz an den Vertretern der oberen Kaste, repräsentiert durch Prinz – inzwischen König – Skx't'uh.«

»Er ging sogar so weit«, mischte sich jetzt KaraGai ins Gespräch, »uns Sundaif in ein Reservat verbannen zu wollen, damit wir die Mantiden nicht mit unserem schlechten Beispiel infiziertem, wie er sich ausdrückte.« Sogar der Translator gab die Verachtung und unterdrückte Wut in ihrer Stimme einigermaßen wieder.

»Die Sundaif akzeptierten das natürlich nicht«, nahm Kkiku'h den Faden wieder auf. »Zu Recht! Sie weigerten sich, sich Skx't'uhs Herrschaft zu unterwerfen.«

»Selbstverständlich!«, bekräftigte KaraGai. »Wir Sundaif besaßen schon eine Demokratie, als wir und die Ma'antidi noch in Trans-Alpha auf demselben Planeten lebten. Wir werden niemals freiwillig zu einem so rückständigen Regierungssystem wie der Monarchie zurückkehren.«

»Ich verstehe, dass Sie deshalb zurückgekommen sind«, warf Sun-Tarin jetzt ein. »Aber die anderen Mantiden?«

»Es gab beinahe einen Aufstand, nein, einen Bürgerkrieg!«, antwortete Kkiku'h. »Alle Mantiden, die mit uns zurückgekehrt sind, stellten sich auf die Seite der Sundaif und gegen Skx't'uh. Wie Sie vielleicht bemerkt haben, ist das über die Hälfte, beinahe zwei Drittel des Volkes.«

»Aber wir konnten nicht zulassen, dass unter unseren entfernten Verwandten ein Bürgerkrieg unseretwegen ausbrach«, erklärte KaraGai. »Wir riefen die Basiru-Aluun und baten sie, uns zurückzubringen. Wir wollten mit der FREIHEIT weiterziehen und uns

eine neue Heimat suchen, wie wir es von Anfang an geplant hatten, als wir damals durch das Wurmloch hierherkamen. Die Basiru-Aluun waren so freundlich, uns eine Welt zu zeigen, die perfekt unseren Bedürfnissen angepasst ist. Unsere Kinder sind bereits dort zusammen mit allen Sundaif, die nicht für die Schiffsführung gebraucht werden. Wir sind lediglich zurückgekommen, um die FREIHEIT zu holen. Ihr werdet sicherlich verstehen, dass wir sie unmöglich hierlassen konnten.«

»Das verstehen wir sehr gut«, versicherte ihr Dana.

»Besonders hinsichtlich der Tatsache, welche für andere Völker überaus interessante Technologie sich an Bord befindet«, fügte Siron Talas hinzu.

»In der Tat«, bekräftigte KaraGai scharf. »Das ist ja wohl auch der Grund, weshalb Ihr hier seid, Kommandant Talas. Und vielleicht auch Ihr, Captain Frost.«

»Stimmt«, gab Siron unumwunden zu. »Meine Regierung gab mir den Auftrag, von der Welt der Mantiden zu holen, was es zu holen gibt. Darunter wäre über kurz oder lang auch die FREIHEIT gefallen, mit allem, was sie in sich trägt.«

»Dann sind Sie ein Dieb!«, fuhr Kkiku'h auf.

»Wäre ich, ja, falls ich den Befehl befolgt hätte. Aber jeder, der die FREIHEIT im Kampf erlebt hat, weiß, dass es zu gefährlich wäre, ein Eindringen auch nur zu versuchen. Ich bin nicht immer mit allem einverstanden, was meine Regierung anordnet. Und Plünderung ist mir in jeder Form zuwider.«

»Was tun Sie dann hier?«, fragte D'koh verständnislos.

»Ich befolge meine Befehle auf eine Art und Weise, dass ich sie zwar befolge, gleichzeitig aber doch nicht befolge«, antwortete Siron kryptisch.

»Kommandant Talas meint«, erklärte Bruder William den Mantiden und KaraGai, »dass er sich so weit wie möglich an seine Befehle hält, sie aber, wenn er kann, umgeht, ohne dabei eine direkte Befehlsverweigerung zu begehen.«

»Richtig«, bestätigte Siron. »Deshalb kam ich her, um *natürlich* meinen Auftrag zu erfüllen.« Er lächelte. »Doch der kluge J'Ebeem lässt Vorsicht walten, bevor er handelt und beobachtet erst einmal.«

»Ich verstehe«, sagte KaraGai. »Ich habe bei meiner Ankunft sofort die Aufzeichnungen des Sicherheitsprotokolls der FREIHEIT abgerufen. Die Starr waren ebenfalls hier und haben versucht, in das Schiff einzudringen. Daher weiß ich auch, dass Ihr und Eure Leute Euch zurückgehalten habt.«

»Wohl weislich, nachdem wir gesehen haben, was mit den Starr passiert ist«, bekräftigte Siron. »Und deshalb kann ich meinen Vorgesetzten reinen Gewissens unter Vorführung unserer eigenen Aufzeichnungen des Vorfalls sagen, dass der Versuch, in die FREIHEIT einzudringen, auch meine Leute das Leben gekostet hätte, weshalb ich *natürlich* davon Abstand genommen habe, bis wir einen Plan

ausgearbeitet hätten, das Schiff gefahrlos betreten zu können.« Er verzog sein Gesicht zu einem j'ebeemischen Grinsen. »Aber bedauerlicherweise sind die Eigentümer zurückgekommen, bevor wir den Plan in die Tat umsetzen konnten.«

»Und wie sah Euer Plan aus?«, fragte KaraGai lauernd.

Siron lachte. »Wir haben keinen! Aber das werde ich meinen Vorgesetzten tunlichst *nicht* erzählen.«

KaraGai sah ihn einen Moment durchdringend an. »Das ist eine kluge Taktik«, fand sie und wandte sich abrupt an Dana. »Ihr sagtet vorhin, Ihr seid gekommen um nachzusehen, ob die Dronte hier wirklich tot sind. Daraus schließe ich, dass Ihr einen Weg gefunden habt, diese *Fikiti* zu besiegen.« Fikiti – Seelenfresser – war die sehr treffende Bezeichnung der Sundaif für die Dronte.

»Haben wir«, bestätigte Dana. »Die Genetics haben ein Virus entwickelt, das die Dronte vernichtet. Wir haben es auf allen Welten freigesetzt. Für alle anderen Spezies stellt das Virus keine Gefahr dar.«

»Offensichtlich«, sagte Qua'la, »denn sonst wären wir wohl schon alle tot. Jedenfalls«, nahm sie den Faden wieder auf, wo KaraGai und Siron sie vorhin unterbrochen hatten, »stellten auch die Basiru-Aluun fest, dass wir auf *Zwillings-Mantis* kurz vor dem Ausbruch ernsthafter Auseinandersetzungen standen. Sie machten uns den Vorschlag, die beiden Gruppen um Skx't'uh und die Sundaif voneinander zu trennen, indem sie uns auf zwei Welten aufteilten. Damit waren wir einverstanden. Die Sundaif bestanden allerdings darauf, eine eigene Welt zu bekommen, was wir alle akzeptierten.«

»Allerdings«, fuhr Kkiku'h fort, »wollte unsere Gruppe gern wieder zurück nach Mantis VI. Doch wegen der hier zurückgebliebenen Dronte schien uns das nicht möglich zu sein. Aber dann sagten uns die Basiru-Aluun, die Dronte seien alle tot und schickten einige von uns als Späher voraus, damit wir uns davon überzeugen konnten. Und wie sie gesagt hatten, fand die Vorhut nur Menschen, J'Ebeem und Starr – und die toten Körper der Drontewirte. Also beschlossen wir, nach Mantis VI zurückzukehren.«

»Das beantwortet aber immer noch nicht die Frage, wie Sie, Qua'la, zur Königin geworden sind«, wandte van Deyk ein.

»Es wäre mir auch lieber gewesen, die erste Präsidentin der Mantiden zu sein oder etwas anderes Demokratisches«, antwortete Qua'la. »Aber Veränderungen brauchen Zeit. Und jene, die mit uns zurückkehrten, wollten für den Übergang ein Mitglied der Königlichen Familie als Regenten oder Regentin an ihrer Spitze haben. Doch alle noch lebenden Mitglieder von Ggu'kha'thas Familie hielten zu Prinz Skx't'uh. Keiner wollte uns begleiten.«

»Also kamen wir auf den Gedanken«, fügte Kkiku'h hinzu, »eine Person als Interimsherrscherin zu wählen, die Ggu'kha'tha selbst bereits zur Prinzessin ernannt hatte und die deshalb mit vollem Recht Königin sein konnte: Qua'la. Genau genommen ist sie damit eine demokratisch gewählte Königin.«

»Und da D'koh als mein Mann unmöglich ohne Titel bleiben konnte«, fügte die frisch ernannte Königin hinzu, »habe ich ihn zum Prinzen und Co-Regenten erhoben.« Sie gab eine Reihe von Klicklauten von sich, die der Translator nicht übersetzte. »Wir befinden uns am Anfang einer neuen Zeit, die sehr viele Veränderungen mit sich bringen wird. Wir können unsere Jahrtausende alte Tradition nicht von einem Tag auf den anderen vollständig umkrempeln und über Nacht eine Demokratie errichten. Mein Volk muss sich langsam an dieses Konzept herantasten. Und bis dahin«, sie gab einen Laut von sich, der einem Seufzen verdächtig ähnlich war, »braucht es eine Königin.«

»Die möglicherweise eines gar nicht allzu fernen Tages die erste demokratisch gewählte Präsidentin werden wird«, vermutete D'koh.

Qua'la blickte Dana an. »Captain Frost, überbringen Sie bitte Ihrer Regierung die Nachricht, dass wir wieder zurückgekehrt sind. Ich würde mich freuen, wenn Sie die Botschaft hier wieder besetzen würden. Wir werden Ihre Hilfe brauchen, wenn wir eines Tages ein demokratisch regiertes Volk sein wollen. Eigentlich hätten wir das gern von unseren Verwandten, den Sundaif gelernt«, fügte sie hinzu und mache eine Geste des Respekts zu KaraGai, »aber sie wollen so schnell wie möglich die FREIHEIT in ihre neue Heimat bringen. Und wir haben volles Verständnis dafür.«

Ein Summton von KaraGais Handkommunikator unterbrach sie. »Was gibt es, LuniMar?«, fragte die Sundaif.

»Die FREIHEIT ist startbereit, Kommandantin«, meldete ihre Navigatorin. »Wir warten nur noch auf Euch.«

»Ich bin in wenigen Minuten da.«

KaraGai schaltete das Gerät ab und wandte sich wieder an Dana und Siron. »Ihr erinnert Euch sicherlich daran, Captain Frost, Kommandant Talas, dass ich Euch bei unserer ersten Begegnung sagte, die Sundaif werden sich niemandem hier in diesem Teil der Galaxis anschließen.«

»Und das aus gutem Grund«, fügte Dana hinzu. »Ich erinnere mich.«

»Dann werdet Ihr verstehen, dass wir nie in diesen Teil der Galaxis zurückkehren werden. Unsere neue Heimat ist weit genug entfernt, dass Ihr sie wohl erst in einigen hundert Jahren finden werdet. Bis dahin werden die Sundaif wieder ein Volk sein, das diese Bezeichnung verdient. Nicht nur Flüchtlinge, die die Letzten ihrer Art sind.«

»Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu, Kommandantin KaraGai. Es war mir eine Freude, Sie und Ihre Leute kennenlernen zu dürfen.«

»Dem kann ich mich nur anschließen«, sagte auch Siron. »Alles Gute!«

»Wir bedauern Ihren Entschluss natürlich«, sagte Qua'la. »Denn wir hätten so viel von Ihnen lernen können. Aber auch unsere besten Wünsche werden Sie begleiten.«

»Ich danke euch«, sagte die Sundaif. »Aber ihr seid schließlich nicht ganz ohne sundaifische Unterstützung. Immerhin haben sich elf von uns entschlossen, bei euch hier auf Mantis VI zu bleiben. Sie sind kompetent genug, euch in den Bereichen zu helfen, in denen Ihr

wirklich unsere Hilfe braucht. Den Rest schafft ihr allein.« Sie erhob sich.

»Crewman«, wandte sich Dana an eine der Ordonanzen, »begleiten Sie KaraGai nach draußen.«

»Jawohl, Ma'am.« Er verließ mit der Sundaif den Raum.

»Auch wir müssen uns jetzt an unsere Arbeit machen«, sagte Qua'la. »Es gibt viel zu tun.«

»Vor allem bei meinem Sender QXKG«, warf Kkiku'h begeistert ein. »Denn ich leite ihn ab sofort und will ihn schnellstmöglich wieder in Betrieb nehmen.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagten Dana und van Deyk gleichzeitig.

»Und welche Aufgabe haben Sie als Co-Regent, D'koh?«

»Ich habe die Ehre, neben meiner Aufgabe als Co-Regent der neue Medienminister zu sein«, antwortete der junge Mantide. »Und in dieser Eigenschaft obliegt es mir auch, eine Chronik zu verfassen, die den Aufbau des neuen Mantis dokumentiert.«

»Das wird bestimmt sehr interessant«, fand Dana. »Ich wünsche Ihnen dafür alles nur erdenklich Gute.«

»Auch von mir die besten Wünsche«, sagte Siron. »Seien Sie versichert, dass ich meine Regierung von der neuen Entwicklung hier in Kenntnis setzen und dringend anregen werde, Sie entweder als Verbündete zu gewinnen oder Sie in Ruhe zu lassen.«

»Teilen Sie Ihrer Regierung mit«, sagte Qua'la nachdrücklich, »dass wir natürlich kein Bündnis mit einem Volk wünschen, das uneingeladen auf unseren Planeten kommt und sich unsere Errungenschaften aneignen will.«

Siron grinste. »Ich werde es ausrichten«, versprach er. »Und zwar mit genau den Worten, die das Triumvirat versteht.«

Wenig später verließ er zusammen mit den Mantiden die STERNENFAUST.

»Das ist eine interessante und auch unerwartete Entwicklung, Captain«, sagte van Deyk, nachdem die Gäste gegangen waren.

»Das können Sie laut sagen, I.O.«, stimmte Dana zu. »Und ich kann nur hoffen, dass Qua'la uns abgenommen hat, dass wir nur hier waren, um uns zu vergewissern, dass die Dronte tot sind.«

»Ich denke, das wird sie tun«, wandte Sun-Tarin ein. »Zumindest offiziell. Kommandant Talas war immerhin so freundlich, mit seinem Geständnis, dass er von seiner Regierung zum Plündern hergeschickt wurde, unfreiwillig die gesamte Schuld an etwaigen Diebstählen zu übernehmen. Und da die Sundaif entdeckt haben, dass die Starr ebenfalls hier waren, benötigen die Mantiden nicht noch einen Bösewicht. Immerhin sind die Menschen mit den Mantiden verbündet. Und Verbündete begehen keine Plünderungen der Welten ihrer Bündnispartner«, fügte der Kridan ironisch hinzu.

Dana konnte nicht verhindern, dass Ärger in ihr aufstieg. Sie glaubte förmlich zu hören, was Sun-Tarin gerade dachte. *Natürlich macht er sich seine Gedanken, ob wir nicht eines Tages auch mit den Kridan ähnlich*

verfahren würden, sobald wir eine Gelegenheit dazu hätten. So würde ich wohl auch denken. Der Eindruck, den wir dadurch diese Aktion hier vermitteln, ist weiß Gott nicht der beste. Vielleicht sollte ich mir Kommandant Talas' Taktik aneignen und meinen Vorgesetzten in meinen Berichten wohldosiert, aber deutlich stecken, welche Auswirkungen solche Handlungen haben können. Unser Friede mit den Kridan ist noch lange nicht gefestigt genug, dass wir es uns leisten könnten, bei ihnen in ein schlechtes Licht zu geraten. Und Sun-Tarin wird *seinen Leuten natürlich mitteilen, was wir hier zu tun gedachten.*

»Tatsächlich herrscht im Hohen Rat der Solaren Welten die Ansicht vor, dass es die Mantiden waren, die *uns* verraten haben«, warf van Deyk ein. »Das ist zwar nicht unsere offizielle Politik, aber wahrscheinlich nur, weil durch die Abwesenheit der Mantiden kein Entscheidungsbedarf zu bestehen schien.«

»Was unser Glück ist«, fügte Bruder William leise hinzu. »Ich glaube, dass Kommandant Talas die Schuld ganz bewusst auf sich genommen hat.«

»Jetzt sagen Sie nur noch, Sie glauben, dass er uns damit schützen wollte«, schnaufte van Deyk.

Der Christophorer nickte. »Natürlich kenne ich seine Beweggründe nicht. Aber ich hatte den Eindruck, dass er uns – und damit meine ich in erster Linie die STERNENFAUST, wenn auch nicht unbedingt die Menschheit – durchaus wohlgesonnen ist. Ich glaube, er sieht in uns so etwas wie Freunde.«

»Übertreiben Sie damit nicht ein bisschen, Bruder William?«, widersprach auch Sun-Tarin. »Immerhin besteht der Friede zwischen Solaren Welten und J'Ebeem noch nicht sehr lange.«

»Aber das ist für Talas kein Hindernis. Er folgt, soweit ich feststellen konnte, seinem eigenen Ehrenkodex, der nicht immer mit dem seines Volkes und der Adelskaste, aus der er stammt, übereinstimmt.«

»Das erklärt aber immer noch nicht, weshalb er uns den Hals retten sollte, indem er die Schuld an den Plünderungen auf sich nimmt«, wandte van Deyk ein.

William nickte nachdrücklich. »Doch, das ist durchaus logisch. Die Mantiden haben mit den J'Ebeem kein Bündnis. Deshalb wird deren Plünderung von Mantis VI von ihnen vollkommen anders bewertet als unsere. Für die Mantiden sind die J'Ebeem allenfalls Diebe, während wir für sie obendrein auch noch Vertragsbrecher wären, die ihr Vertrauen missbraucht haben. Und Kommandant Talas ist sich dessen durchaus bewusst, da bin ich mir sicher.«

Dana nickte. »Ich verstehe. Und ich glaube, dass Sie mit Ihrer Einschätzung recht haben könnten. In jedem Fall ist es eine Überlegung, die das Oberkommando wissen sollte.« Sie lächelte dem Christophorer zu. »Ich schätze Ihre Analysen sehr, William. Und Ihr Tipp, wie wir den Mantiden unsere Anwesenheit erklären, hat offenbar auch funktioniert.«

William errötete über das Lob, widersprach ihm aber nicht. Kurz darauf kehrten sie alle zu ihren Stationen zurück, und Dana machte

sich daran, einen detaillierten Bericht für Commodore Jackson zu verfassen. Ihre Gedanken weilten allerdings bei Bruder Williams interessanter Einschätzung von Siron Talas' Motiven …

*

Landor Kenpu schob eine ruhige Schicht in der Kontrollstation von Otanos einzigem Raumhafen. Es war schon Abend und es herrschte kein Betrieb mehr. Die nächsten planmäßigen Schiffe würden erst in zwei Tagen eintreffen, und keins von denen, die hier gelandet waren, plante vor morgen früh einen Start. Deshalb war die Kontrolle nur mit einem Mann besetzt. Da der Planet im Reich nicht allzu bedeutend war, wurde er ohnehin nur von wenigen Schiffen angeflogen. Die meisten brachten Frachtgüter, der Rest Touristen, die hier Urlaub machen wollten. Immerhin waren die seltsamen und bizarr geformten Felsengebilde im Gebirge durchaus sehenswert und auch evolutionsgeschichtlich interessant.

Doch daran verschwendete Kenpu im Moment keinen Gedanken. Auf seinem Ortungsbildschirm, mit dem er die Umgebung von Otano überwachte, waren plötzlich sieben riesige Schiffe zu erkennen. Sie befanden sich bereits im Orbit!

Offenbar hatte er nicht aufgepasst. Das passierte eben in den langweiligen Nachtschichten. Schließlich hatten sich die Neuankömmlinge auch nicht gemeldet.

Im nächsten Moment holte ihn die Realität ein. Die fremden Schiffe hätten seit Stunden auf den Schirmen zu sehen sein müssen, und er war sich sicher, dass er bei Wachantritt alles überprüft hatte. Da waren sie noch nicht da gewesen!

Im nächsten Moment wurde ihm die Größe der nahenden Objekte bewusst. Die J'Ebeem verfügten zwar über große Frachtschiffe; doch die flogen selten Otano an.

Kenpu nahm endlich einen genauen Scan der Schiffe vor und erschrak. Was da im Orbit hing, kam mit Sicherheit nicht von Ebeem oder überhaupt aus dem Reich! Und sie kamen mit Sicherheit auch nicht von einem verbündeten Volk. Sie kamen überhaupt von keinem Volk, das die J'Ebeem kannten.

Die Schiffe hatten die Form riesiger Halbkugeln. Sie maßen gut zwei Kilometer im Durchmesser und waren an der höchsten Ausdehnung der Kuppel etwa einen Kilometer hoch. Er kannte kein Volk, dass solche Raumer baute.

Plötzlich schienen sie zu zerplatzen. Hunderte – nein, tausende! – kleiner Objekte lösten sich und stürzten in Otanos Luftraum.

Kenpu riss sich endlich aus seiner Erstarrung – der ganze Vorgang hatte nicht einmal eine Minute gedauert – und löste Alarm aus. Als Nächstes rief er seinen Vorgesetzten an.

Dieser brauchte nur einen einzigen Blick auf die ihm überspielten

Ortungsdaten zu werfen, um die Gefahr zu erkennen, in der sich Otano befand. Er gab Großalarm für die gesamte Welt und befahl die sofortige Evakuierung, wohl wissend, dass es dafür längst zu spät war.

»Setzen Sie sofort einen Notruf nach Ebeem ab!«, befahl er Kenpu.

Der Notruf konnte die Hauptwelt aber nur noch vor der Gefahr warnen. Es gab keine Möglichkeit, dass Rettung rechtzeitig eintraf, um noch irgendwen retten zu können, falls es sich wirklich um eine Invasion handelte – und wer wollte das bezweifeln?

Der Planet verfügte nicht einmal über eine Abwehrflotte, weil es hier nichts zu verteidigen gab, das der Mühe eines Überfalls wert gewesen wäre. Offenbar sahen das die Angreifer anders, denn in diesem Moment fielen die ersten Bomben auf Otano …

*

Merlik saß in seinem Zimmer bei den Fanshur und genoss seinen Erfolg. Er fühlte sich als Sieger auf ganzer Linie. Dabei war er sich durchaus bewusst, dass Kando Fanshur wahrscheinlich dasselbe empfand. Der Patriarch profitierte immerhin eigentlich am meisten von der Verbindung Kamianas mit dem Haus Haskano.

Merlik hatte nichts dagegen, ihn in dem Glauben zu lassen. Es war ihm egal, was Kando dachte oder glaubte. Er hatte zwei Drachen mit einem einzigen Schuss erlegt, wie man bei den J'Ebeem sagte. Er hatte dem Wunsch seiner Familie entsprochen und würde »endlich« heiraten. Und er hatte eine Frau gefunden, mit der ihn zumindest gegenseitige Sympathie verband, wenn schon nicht Liebe. Die konnte sich später durchaus noch zwischen ihnen entwickeln, und die Chancen standen sehr gut dafür.

Er trat ans Fenster und sah hinaus in die Abenddämmerung, die sich schnell über Otano senkte. Im nächsten Moment zuckte er zusammen, als er einen durchdringenden hohen Ton hörte, der in einem Stakkato von Fünfergruppen aufheulte und ohrenbetäubend schrillte. Merlik kannte ihn wie jeder J'Ebeem nur zu gut. Es war der Invasionsalarm, der die Bevölkerung aufforderte, sofort ihre Wohnungen und wenn möglich auch den Planeten zu evakuieren.

Die Dronte!, durchzuckte es ihn unwillkürlich, ehe sein Verstand ihm sagte, dass das völlig unmöglich war.

Im nächsten Moment bekam er den Beweis dafür – denn die Dronte hatten niemals Bomben geworfen …

Die aufsteigenden Rauchpilze und ihre Farbe zeigten deutlich, dass es sich um Atombomben handelte.

Atombomben! Merlik erwachte aus seiner Starre. Er rannte aus dem Zimmer, bevor die Druckwelle das Haus der Fanshur erreichte, das zum Glück außerhalb der Stadt lag. Der gesamte Haushalt war in Aufruhr. Die Familienmitglieder rannten unorganisiert und in Panik hin und her, bis ein scharfer Befehl von Kando Fanshur sie stoppte.

»Halt!«, rief er. »Wir alle haben schon als Kinder gelernt, wie wir uns bei diesem Signal zu verhalten haben! Jeder holt ein Notfallpaket! Wir nehmen die Gleiter und schlagen uns zum Raumhafen durch!«

»Keine Chance!«, rief Merlik. »Der Raumhafen wurde bombardiert. Ich habe es gerade vom Fenster aus gesehen. Und feindliche Einheiten setzen bereits zu Hunderten zur Landung an. Ich bezweifele, dass wir durchkämen. Außerdem sollten wir unter allen Umständen so weit wie möglich von den bombardierten Zielen fernbleiben. Wer immer uns da angreift, benutzt Atombomben.«

»Unmöglich!«, war Fanshur überzeugt. »Kein raumfahrendes Volk ist so rückständig und benutzt Atombomben!«

»Die hier tun es, Patriarch. Und vielleicht ist das ganz gezielte Absicht, um dadurch so viel Schaden wie nur möglich anzurichten. Wir wissen nicht, wer sie sind und was sie wollen.«

Kando zögerte nur kurz. »Was schlagen Sie vor?«

»Ich kenne mich auf Otano zwar nicht aus, aber der einzige Ort, der mir einfällt, wo wir vielleicht sicher sein könnten – wenn auch auf die Dauer nicht vor der Verstrahlung – ist in den Tempeln der Drachengötter.«

»Er hat recht«, stimmte Kandos jüngerer Sohn Prenin Merlik zu. »Die Höhlen reichen tief in den Fels, sind verwinkelt, und es gibt dort gute Verstecke, die uns Schutz geben. Falls die Angreifer nicht auf den Gedanken kommen, sie zu durchsuchen.«

»Selbst wenn sie auf diesen Gedanken kämen, werden sie sehr schnell feststellen, dass es dort tatsächlich nichts gibt, das sie interessieren dürfte«, bestätigte sein Onkel Slonan. »Die Felsen sind nur gewöhnlicher Sandstein ohne Beimischung irgendwelcher Bodenschätze.«

»In die Tempel der Drachengötter also«, entschied Kando. »Los, Beeilung!«

»Wo ist Kamiana?«, fragte seine Frau Kuris mit einem deutlichen Unterton beginnender Hysterie.

Jetzt erst fiel es Merlik auf, dass Kamiana nicht bei ihnen war.

»Sie ist mit Drabus in die Stadt gefahren, um ein paar Besorgungen zu machen«, antwortete ihre Schwester Sifana. »Ich werde sie suchen!«

Sie stürzte los, doch ihr Vater hielt sie am Arm fest. »Dazu ist keine Zeit. Du hast gehört, was *Rani'in Talas* gesagt hat. Die Angreifer bombardieren Otarak. Wenn Drabus und Kamiana noch leben, werden sie sich schon zum Haus durchschlagen. Wir hinterlassen eine Nachricht, wohin wir gegangen sind.«

Sifana versuchte, sich aus dem Griff ihres Vaters zu befreien. »Du willst sie im Stich lassen? Deine eigenen Kinder?« Sie warf Merlik einen Hilfe suchenden Blick zu.

»Ich kann nichts für sie tun«, sagte ihr Vater knapp und scharf. »Und ich will nicht gleich zwei Kinder verlieren!«

»Wenn ich ein Mann wäre, bräuchte ich deine Erlaubnis nicht, um meiner Schwester und meinem Bruder zu helfen!«, knirschte Sifana

und wand sich im Griff ihres Vaters.

»Ich nehme nicht an, dass Sie irgendwelche Chemikalien im Haus haben, Patriarch?«, fragte Merlik.

»Gewürze und Reinigungsmittel sind die einzigen«, antwortete Kando verblüfft über die Frage. »Warum fragen Sie?«

»Das Bombardement dauert an, wie Sie hören können. Bei der Menge der frei werdenden Strahlung werden wir alle Strahlungsschäden davontragen, selbst wenn wir uns in die hintersten Höhlen der Drachentempel zurückziehen. Dort erreicht sie uns nur ein bisschen später. Mit den richtigen Chemikalien kann ich eine Medizin zusammenmischen, die dem entgegenwirkt.«

»Und uns immun macht?«, fragte Kando hoffnungsvoll.

»Vielleicht. Wenn ich die entsprechenden Komponenten bekommen kann. Wo ist das nächstgelegene Chemielabor?«

»In der Universität«, antwortete Prenin. »Sie liegt am Rand der Stadt. Mit etwas Glück ist sie noch nicht zerstört. Ich begleite Sie.«

»Nein«, entschied sein Onkel Slonan. »Ich werde ihn begleiten. Und ihr seht zu, dass ihr in die Tempel der Drachengötter kommt. Kommen Sie, Talas.«

Merlik wandte sich an Sifana. »Wohin genau wollte Ihre Schwester in der Stadt? Wenn wir schon mal dorthin unterwegs sind, können wir bei der Gelegenheit wenigstens versuchen, sie zu finden.«

Der dankbare Blick, den Sifana ihm zuwarf, berührte ihn. »Zum Eyshan-Handelszentrum. Das liegt nicht weit von der Universität entfernt.«

»Wir tun unser Möglichstes.«

Er folgte Slonan. Draußen war zu sehen, dass die fremden Invasionsschiffe immer noch ihre Bomben warfen.

»Sie zerstören unseren Planeten!«, fluchte Slonan bitter, während er mit Merlik in eines der familieneigenen Gleitfahrzeuge sprang. »Selbst wenn sie noch irgendwas ganz lassen, wird Otano auf Jahrhunderte, wenn nicht gar Jahrtausende verstrahlt sein. Warum tun die das?«

Darauf wusste Merlik keine Antwort, und Slonan erwartete auch keine. Während Slonan den Gleiter steuerte, schaltete Merlik das darin integrierte Ortungsgerät ein. Diese Orter dienten eigentlich nur dazu, den Verkehr und den unmittelbaren Luftraum zu überwachen und waren nicht sehr leistungsfähig. Merlik schaltete das Gerät auf die äußerste Reichweite und scannte den Himmel.

»O Götter!«, entfuhr es ihm.

Der Orter hatte die Mutterschiffe der Angreifer erfasst, die sich unmittelbar über der obersten Atmosphärenschicht befanden, und ihre Größe erschreckte ihn. Wer immer der Feind war, er gehörte definitiv nicht zu irgendeinem den J'Ebeem bekannten Volk. Merlik begriff auch, dass gegen die Fremden nur eins half: Flucht und Verstecken. Und hoffen, dass sie von denen nicht gefunden wurden.

Slonan steuerte den Gleiter mit halsbrecherischer Geschwindigkeit am Stadtrand entlang und durch einen Pulk von anderen Gleitern, die

mit ebensolcher Hast Otarak verließen. Die Gebäude am Rande der Stadt waren noch weitgehend intakt, während Merlik nicht nur via Orter, sondern jetzt auch mit seinen Augen sehen konnte, dass große Teile im Innenbereich zerstört waren. Allerdings schienen die Angreifer nicht vorzuhaben, die gesamte Stadt bis auf den letzten Rest zu zerstören, denn sie stellten ihren Beschuss ein und setzten zur Landung in der Nähe des Raumhafens an.

Merlik machte Slonan darauf aufmerksam. »Was glauben Sie, wie viel Zeit wir haben, um die Chemikalien zu holen?«

»Nicht viel. Wir sind zwar gleich da, aber wenn Sie nicht sofort finden, was Sie brauchen …« Er machte eine hilflose Geste. »Die müssen landen, die müssen ausschwärmen. Wenn sie es systematisch tun und nicht wahllos ihre Leute absetzen, werden sie im entgegengesetzten Teil der Stadt anfangen. Mit etwas Glück haben wir eine halbe Stunde.« Er sah Merlik in die Augen. »Es wird uns keine Zeit bleiben, nach Kamiana und Drabus zu suchen.« Er sah wieder nach vorne. »Ich bedauere das zutiefst. Auch Ihretwegen. Aber mein Bruder hat recht. Wenn die beiden rechtzeitig fliehen konnten, werden sie zu unserem Haus zurückkehren. Wenn nicht …« Er ließ den Satz unvollendet.

Sie erreichten die Universität. Wie durch ein Wunder war das Gebäude fast vollkommen unversehrt, sah man davon ab, dass die Druckwellen die Scheiben hatten zerspringen lassen. Slonan stoppte den Gleiter direkt vor dem Eingang. Das Gebäude schien bereits vollkommen verlassen zu sein. Die beiden Männer rannten hinein. Slonan führte Merlik direkt in den Keller, wo die Chemikalien lagerten.

Merlik suchte alles zusammen, was er benötigte, während Slonan einen Behälter organisierte, in dem sie alles transportieren konnten. Leider fehlten einige Komponenten, die er für ein wirklich wirksames Heilmittel gebraucht hätte. Was er fand, würde nur für ein Medikament reichen, das die Schäden durch Verstrahlung verzögerte. Doch auch das war in der gegenwärtigen Situation besser als nichts.

Innerhalb kurzer Zeit hatte er alles, was er brauchte, und die beiden Männer machten sich auf den Rückweg zum Gleiter. Das Gefährt stand noch dort, wo sie es zurückgelassen hatten. Merlik hatte halb damit gerechnet, dass es inzwischen von anderen Flüchtlingen gestohlen worden war, die immer noch in Scharen und teilweise zu Fuß flüchteten.

Ein Pärchen kam auf sie zu. Die Frau stützte den Mann, der sich kaum auf den Beinen halten konnte. Beide sahen übel zugerichtet aus. Sie waren offenbar einer Atomexplosion recht nahe gewesen, denn ihre Kleidung war teilweise verbrannt, und ihre Haut darunter ebenfalls.

»Onkel!«

Erst als die Frau Slonan ansprach, erkannten er und Merlik, dass es sich um Kamiana handelte und der Mann, den sie stützte, ihr Bruder Drabus sein musste.

Slonan brauchte ein paar Sekunden, ehe er sich von seinem Schock

erholt hatte. Doch dann öffnete er den Gleiter und nahm seiner Nichte Drabus ab. Merlik half Kamiana hinein. Sie wimmerte unterdrückt, als er ihre verletzte Haut berührte, riss sich aber zusammen.

»Beeilen Sie sich!«, rief er Slonan zu.

Jäger der Fremden rasten über den Himmel und eröffneten das Feuer auf fliehende Gleiter.

»Wer sind die?«, flüsterte Kamiana kaum hörbar. »Warum tun sie uns das an?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Merlik. »Sprechen Sie nicht und bleiben Sie ruhig liegen.«

Er bettete sie so gut es ging auf einen zurückgeklappten Sitz und tat dasselbe für Drabus. Der Junge hatte das Bewusstsein verloren. Merlik war zwar kein Arzt, doch für ihn sah es danach aus, als würde Drabus seine Verletzungen nicht überleben.

Während Slonan den Gleiter mit größtmöglicher Geschwindigkeit über die Trümmer der Stadt zurück zum Haus der Fanshurs steuerte, überlegte er, welche Medikamente er zusammenmischen konnte, um Kamiana zu helfen.

Etwas explodierte unmittelbar neben dem Gleiter und warf ihn aus der Bahn. Merlik wurde gegen die Seitenwand geschleudert. Ein stechender Schmerz durchfuhr seine Schulter. Kamiana fiel auf ihn, und Drabus knallte ein Stück neben ihnen gegen einen Sitz. Kamiana schrie schmerzgepeinigt auf und verlor das Bewusstsein.

Slonan fluchte und riss den Gleiter zu Seite. »Sie haben uns im Visier«, stellte er überflüssigerweise fest.

»Können wir einen Absturz vortäuschen?«, fragte Merlik. »Mit etwas Glück verschafft uns das die paar Minuten Luft, die wir brauchen, um zu den Drachentempeln zu kommen.«

Slonan kam nicht mehr dazu, etwas zu antworten, denn die Explosion folgte und warf den Gleiter herum. Er vollführte einen Looping rückwärts, trudelte seitwärts um seine eigene Achse und prallte gegen eine Hauswand. Slonan konnte ihn gerade noch kurz über dem Erdboden abfangen, ehe er aufprallte. Es gelang ihm, das Fahrzeug noch ein Stück vorwärts und tiefer gleiten zu lassen, ehe er den Antrieb und die gesamte Energie deaktivierte. Der Gleiter fiel wie ein Stein zu Boden.

Da er dank Slonans vorherigem Manöver dem Boden ohnehin schon recht nahe gewesen war, gab es zwar ein paar heftige Erschütterungen als der Gleiter über die Erde schlitterte und hüpfte, aber er kam relativ unbeschadet zum Stehen. Dass er dabei leicht zur Seite geneigt war, rundete das Bild des Absturzes ab.

Der angreifende Jäger kreiste einen Moment über ihnen und scannte sie offensichtlich. Weder Merlik noch Slonan wagten sich zu rühren. Merlik ertappte sich sogar dabei, dass er den Atem anhielt.

Schließlich nahm das Schiff nach endlos scheinenden Momenten wieder Fahrt auf und suchte sich sein nächstes Opfer. Merlik krabbelte nach vorne und studierte die Ortungsanzeige. Da sich der Hauptstrom

der Flüchtlinge in die entgegengesetzte Richtung bewegte, konzentrierten sich die Angreifer auf sie und entfernten sich vom Standort des Gleiters. Zu ihrem Glück war das Haus der Fanshurs das einzige, das in unmittelbarer Nähe der Drachengöttertempel lag. Daher waren die Höhlen für andere Flüchtlinge zu weit entfernt, um sie zu erreichen, weshalb sie ihr zweifelhaftes Glück anderswo versuchten.

»Ich glaube, wir können jetzt riskieren, wieder zu starten«, sagte Merlik schließlich. »Gibt es einen Umweg, den wir nehmen können, ohne in allzu große Gefahr zu geraten? Ich halte es nicht für ratsam, den direkten Weg zu den Tempeln zu nehmen. Das wird sie auf unsere Spur bringen, falls sie uns noch mal ins Visier nehmen.«

Slonan schnaufte wütend. »Ich glaube nicht, dass wir irgendetwas tun können, das uns *nicht* in mehr oder weniger große Gefahr bringt. Aber Ihre Idee mit dem Umweg ist nicht schlecht. Der Gleiter ist wasserdicht und hat genug Luft für ungefähr eine halbe Stunde, wenn ich ihn hermetisch abriegele. Das dürfte reichen.«

»Wofür?«

»Wir sind hier nicht weit vom Fluss entfernt. Der entspringt dem Drachengebirge und fließt teilweise unterirdisch durch die Drachentempel. Ich kenne da einen Weg. Wenn wir mit dem Gleiter in den Fluss tauchen, können wir auf diese Weise bis ans Gebirge heran und mit etwas Glück sogar in den vorderen Bereich der Tempel hinein. Ich glaube nicht – ich *hoffe* nicht –, dass sie im Fluss nach einem Gleiter scannen. Falls doch, brauchen wir uns keine Gedanken mehr zu machen, wie wir die Tempel ungesehen erreichen können.«

Merlik schluckte. »Versuchen wir es. Wir haben ohnehin nichts mehr zu verlieren.«

*

Sun-Tarin saß in der Kantine auf seinem bevorzugten Platz und aß schweigend seine Mahlzeit, während er nachdachte. Er hatte Bruder Williams Anwesenheit fast vergessen, der ihm gegenübersaß und bereits versucht hatte, eins ihrer üblichen Gespräche in Gang zu bringen. Doch Sun-Tarin war nicht in der Stimmung, mit jemandem zu reden. Er war zu sehr mit einem Konflikt beschäftigt, der ihn zunehmend seiner inneren Kühe beraubte. Und die Ereignisse auf Mantis VI hatten ihn noch verschärft.

Er war ein Kridan, und seine Loyalität galt selbstverständlich in erster Linie seinem Volk und der Regierung. Und das, obwohl er deren Politik nicht guthieß und nach wie vor der Überzeugung war, dass der Weg der Kridan der Kampf war, mit dem sie den wahren Glauben im Universum zu verbreiten hatten. Doch er musste zugeben, dass es dem Volk unter dem Regime des Predigers langsam besser zu gehen begann, obwohl immer noch große Unsicherheit und Verwirrung herrschte.

Dass er im Zuge des neuen Windes, der dadurch wehte, als

Austauschoffizier zu den Menschen geschickt worden war, hatte er ebenso hingenommen wie die Star-Corps-Uniform, die er seitdem gezwungen war zu tragen. Er war mit den anfänglichen Anfeindungen fertig geworden und hatte sich so gut es ging eingewöhnt. Man respektierte ihn im Allgemeinen, wenn viele Crewmitglieder ihm auch immer noch nach Möglichkeit aus dem Weg gingen.

Aber es gab auch wenige andere, die seine Gesellschaft suchten. Bruder William war einer davon. Und Sun-Tarin stellte zunehmend fest, dass sein Zusammenleben mit den Menschen ungeahnte Auswirkungen auf ihn hatte. Er begann die einst so gehassten Feinde zu verstehen. Und er begann, ihre Interessen in gewisser Weise zu seinen eigenen zu machen.

Man hatte ihn natürlich nicht nur als Symbol des guten Willens zu den Menschen geschickt, sondern auch als Beobachter. Seine Pflicht war es, alles, was ihm auffiel, nach Kridania zu melden. Und der Mantis-Vorfall – die versuchte Plünderung – war eine Sache, die er melden müsste. Noch vor nicht allzu langer Zeit hätte er das ohne zu zögern getan. Jetzt spielte er mit dem Gedanken, die Sache für sich zu behalten.

»Sie wirken heute irgendwie bedrückt, Sun-Tarin«, stellte Bruder William fest, nachdem der Kridan seine Mahlzeit beendet hatte und vor sich hin starrte. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sun-Tarin sah erstaunt auf. Er brauchte einen Moment, ehe er begriff, was der Christophorer gesagt hatte. »Ich glaube nicht«, antwortete er schließlich. »Ich muss eine Entscheidung treffen, die mir nicht leicht fällt.

Und das bereitet mir – wie sagt man bei Ihnen? – Kopfzerbrechen.«

»Ich vermute, es handelt sich dabei um unsere Mission auf Mantis«, sagte William. »Ich nehme an, Sie werden diesen Vorfall nach Kridania melden.«

Sun-Tarin sah Bruder William einen langen Moment schweigend an. »Das sollte – müsste! – ich tun, ja«, bestätigte er schließlich. »Aber ich hätte in der Vergangenheit auch schon andere Dinge melden müssen. Zum Beispiel, dass die Solaren Welten damals bereits vor den Bündnisverhandlungen mit dem Prediger wussten, dass im Gebiet des Kridanischen Imperiums gar kein Wurmloch entstehen würde.«

»Wenn Sie das getan hätten, wären die Verhandlungen möglicherweise gescheitert«, stimmte Bruder William zu. »Darf ich fragen, warum Sie geschwiegen haben?« Er hob abwehrend die Hände. »Ich weiß, dass das eine sehr persönliche Frage ist. Aber«, er zögerte, »ich bin der Meinung, dass wir einander schon gut genug kennen, um auch mal eine so persönliche Frage erörtern zu können.«

Der Kridan schwieg. *Du bist ein Ketzer*, dachte er. *Und doch hast du recht. Ich lerne euch Menschen immer besser kennen. Gerade das bringt mich immer mehr in Konflikt mit meiner Loyalität zum Kridanischen Imperium und meiner Stellung hier. – Hilf mir, Gott, und zeige mir den richtigen Weg!*

Er beschloss, Williams Frage zu beantworten. »Die Vorgehensweise

Ihrer Regierung damals war eine raffinierte Taktik, um ein Bündnis mit dem kridanischen Volk zu erreichen. Natürlich ist es verwerflich, zu diesem Zweck eine Lüge in die Welt zu setzen. Aber ich stimme zwar nicht für jede Situation Ihrem Sprichwort zu, dass der Zweck die Mittel heiligt, doch manchmal trifft es zu. Die Bedrohung durch die Dronte war so gravierend, dass dieses Bündnis zwingend erforderlich war.«

Bruder William nickte. »Das erklärt aber immer noch nicht Ihr Schweigen gegenüber Kridania.«

Der Kridan rieb seine Schnabelhälften aneinander, was ein knarrendes Geräusch erzeugte. »Die Wahrheit ist«, bekannte er, »dass zumindest das alte Regime von Kridania dieselbe Taktik angewandt hätte, wenn es zu ihrem Vorteil gewesen wäre. Wie Sie wissen – und vielleicht sogar besser als ich – haben die Vertreter der alten Ordnung sogar noch ganz andere Dinge getan. Es wäre sehr heuchlerisch von mir, wenn ich Sie verrate, weil Sie etwas getan haben, das wir Kridan in derselben Situation ebenfalls getan hätten. Darum habe ich geschwiegen. Denn das positive Resultat überwiegt meiner Meinung nach die doch relativ kleine Lüge bei Weitem.«

Bruder William nickte verstehend. »Sehen Sie die jetzigen Situation ähnlich?«, fragte er vorsichtig.

»Ja«, gab Sun-Tarin nach kurzem Überlegen zu. »Wir Kridan hätten, wenn ich ehrlich bin, nicht einmal so lange gewartet wie Sie, um die Welt der Mantiden nicht nur zu plündern, sondern auch für das Kridanische Imperium in Besitz zu nehmen.« Er machte eine nachdenkliche Pause und stand schließlich unvermittelt auf. »Ich möchte unser Gespräch an dieser Stelle beenden, Bruder William. Es ist Zeit für meine Gebete.«

Der junge Christophorer nickte verständnisvoll, und Sun-Tarin verließ die Messe. Nein, es waren nicht die Gebete, die ihn jetzt in seine Kabine trieben.

Es war das dringende Bedürfnis, allein zu sein und einige Dinge – wieder einmal – in Ruhe zu überdenken.

*

Slonan ließ den Gleiter für Merliks Begriffe im Schneckentempo und in schlingernden Zickzacklinien über die Trümmer auf den Fluss zugleiten. Merlik hätte es vorgezogen, möglichst schnell in die trügerische Sicherheit des Wassers einzutauchen. Doch er sah ein, dass das Manöver notwendig war, denn alles andere hätte die Angreifer nur noch schneller auf sie aufmerksam gemacht. So blieb immer noch die Möglichkeit, dass sie die geringen Energiewerte des Gleiters für Emissionen von zerstörten Leitungen hielten und die langsame und schlingernde Vorwärtsbewegung für eine Fehlfunktion.

Doch zu ihrem Glück waren die Fremden anderweitig beschäftigt. Der Gleiter erreichte ungehindert den Fluss, und Slonan ließ ihn eintauchen mit einem Manöver, das für einen unbeteiligten Beobachter

so aussehen musste, als sei der Gleiter führerlos zum Flussufer geflogen und aufgrund eines Antriebsversagens buchstäblich hineingefallen. Merlik bewunderte Slonans Können neidlos.

»Ich denke, sie haben uns nicht bemerkt«, sagte er, nachdem er die Ortungsanzeigen gründlich studiert hatte.

Slonan beschleunigte den Gleiter, der dicht über dem Flussgrund stromaufwärts schwamm. Merlik beobachtete unablässig den Orter, ständig in der Furcht, die Angreifer könnten auf den zum U-Boot umfunktionierten Gleiter bemerken. Aber sie hatten Glück im Unglück. Sie erreichten ungehindert die Stelle, an der der Fluss aus dem Gebirge austrat und verschwanden unbemerkt in seinem ab hier unterirdischen Lauf.

Sogar Slonan atmete hörbar auf. Vorsichtig steuerte er den Gleiter so nahe an der Wasseroberfläche entlang wie es das steinerne Flussbett zuließ, das ihn von allen Seiten umgab. Für einen Moment überfiel Merlik die Befürchtung, dass diese Felsröhre ihr Grab werden würde.

Man musste es ihm wohl angesehen haben, denn Slonan sagte: »Seien Sie unbesorgt. Das Flussbett öffnet sich tief im Gebirge zu einer Höhle, in der wir an die Oberfläche steigen können. Wir haben hier als Kinder oft gespielt und daher kenne ich mich aus. Ich bin mir sicher, dass mein Bruder die anderen in diese Höhle geführt hat.«

Falls sie es so weit geschafft haben, fügte Merlik in Gedanken hinzu, sprach seine Befürchtungen aber nicht aus. Zwar hatte er nicht feststellen können, dass auch das Anwesen der Fanshur bombardiert worden war, doch hatte er nicht ständig am Ortungsgerät gesessen. Es konnte daher gut sein, dass die Residenz in ihrer Abwesenheit zerstört worden war.

Aber das ist jetzt völlig egal, stellte er fest. *Wir sitzen hier fest und können nicht raus, solange die Angreifer sich draußen herumtreiben. Und auch danach ist es nicht ratsam, an die Oberfläche zu gehen. Inzwischen dürfte der gesamte Planet völlig mit Strahlung verseucht sein. Hier drinnen können wir wenigstens verhindern, dass wir sie geballt abbekommen. Doch wenn nicht irgendwann Rettung auftaucht, sterben auch wir. Entweder an den Folgen der Verstrahlung oder weil wir verhungern.*

Der Gleiter stieg an die Oberfläche, und Merlik nahm einen schwachen Lichtschein wahr, der aus der Höhle kam. Slonan seufzte erleichtert. Er steuerte das Fahrzeug ans Ufer und setzte es neben dem Flussbett auf dem Trockenen auf, wo bereits zwei andere Gleiter standen. Sofort deaktivierte er den Antrieb sowie alle sonstige Energie und öffnete die Türen.

Als sie ausstiegen, sahen sie sich Kando, Prenin und dessen Schwager Gorel Binan gegenüber, die Waffen in den Händen hielten. Im Hintergrund der Höhle drängten sich die Frauen eng zusammen. Nur Sifana stand aufrecht vor ihnen und hielt ebenfalls eine Waffe in der Hand, entschlossen, sie im Notfall zu benutzen.

Die drei Männer waren deutlich erleichtert, Merlik und Slonan zu sehen. Sie halfen ihnen, Drabus und Kamiana aus dem Gleiter zu holen

und trugen sie zu dem provisorischen Lager, das sie inzwischen errichtet hatten. Elyadi, Drabus' Frau, begann zu weinen, als sie ihren Mann sah.

Kando wandte sich an Merlik. »Können Sie meinen Kindern helfen?«

»Ich werde mein Bestes tun, Patriarch. Ich muss erst einmal die Medikamente zusammenmixen. Aber ehrlich gesagt, habe ich für Ihren Sohn wenig Hoffnung. Ich bin kein Arzt, und seine Verletzungen scheinen mir auf den ersten Blick so schwer zu sein, dass er unbedingt einen benötigt. Ich nehme an, in Ihren Notfallpaketen befinden sich medizinische Scanner?«

Kando nickte. »Tun Sie, was Sie können.«

Slonan half Merlik, die mitgebrachten Sachen aus der Universität auszuladen. In weiser Voraussicht hatte Merlik ein tragbares Feldlabor mitgenommen, das er jetzt aufbaute und sich sofort daran machte, ein Medikament zu mischen, das die Wirkung der Verstrahlung bekämpfte, während sich Sifana und die weiblichen Mitglieder ihrer Familie um die Verletzten kümmerten.

Die junge Frau tat das überraschend effektiv und schien als Einzige einen kühlen Kopf zu bewahren. Zumindest ließ sie sich nicht anmerken, dass sie Angst oder Schmerzen hatte. Sie behandelte die Brandwunden ihrer Schwester mit einer Salbe und gab ihr ein schmerzstillendes Mittel.

Als Merlik sein Medikament verteilte, war Kamiana wieder bei Bewusstsein.

»Sehen Sie mich nicht an«, sagte sie leise, als er vor ihr stand. »Ich sehe furchtbar aus.«

Sifana schnaufte verächtlich. »Als ob ihn interessieren würde, wie du gerade aussiehst. Wichtig ist, dass du wieder gesund wirst.«

Merlik schmunzelte. »Ihre Schwester hat recht, Kamiana. Und davon ganz abgesehen sagt das Äußere eines J'Ebeem ohnehin nichts über seinen Charakter aus. Sie sind immer noch die Kamiana, die ich kennengelernt habe, auch wenn Sie im Moment eher wie eine Mumie aussehen mit all den Verbänden.«

Kamiana versuchte zu lachen, brachte aber nur ein Krächzen und einen trockenen Husten zustande. Merlik gab ihr das Medikament. »Das wird zumindest die Wirkung der Verstrahlung verzögern«, versprach er.

»Aber uns nicht heilen?«, fragte Sifana.

»Nein«, gestand er. »Dazu fehlen mir zwei Wirkstoffe, die in der Universität nicht zu finden waren. Jedenfalls nicht in der kurzen Zeit, die wir hatten, um danach zu suchen.«

»Was heißt das genau?«, fragte Sifana erstaunlich ruhig. »Dass wir alle sterben werden?«

Merlik konnte nicht verhindern, dass er ihre ruhige, gefasste Haltung bewunderte. Kamiana hatte bei den Worten ihrer Schwester begonnen zu weinen. Natürlich konnte das darauf zurückzuführen sein, dass sie einen Schock erlitten hatte. Doch er musste zugeben, dass Sifana ihm

immer besser gefiel. Aber das war im Moment völlig unwichtig.

»Wenn nicht rechtzeitig Rettung kommt, wahrscheinlich ja«, beantwortete er ihre Frage.

»Wie lange wird es dauern?«

»Bis Rettung kommt? Nun …«

»Nein, der Tod«, antwortete Sifana zu seiner Überraschung.

»Das kommt darauf an. Wir haben keine Erfahrung mit Verstrahlungen dieses Ausmaßes. Aber nach allem, was ich darüber weiß, werden die Robusteren unter uns vielleicht ein paar Monate überleben, bis unsere Organe so schwer angegriffen sind, dass sie ihre Funktion einstellen. Doch wenn nicht in den nächsten … hm … ungefähr dreißig Tagen Rettung kommt, ist es wahrscheinlich nicht mehr möglich, die Verstrahlung noch zu heilen. Sicher bin ich mir da natürlich nicht. Wie ich schon sagte, uns fehlt die einschlägige Erfahrung.«

Kamiana weinte jetzt heftiger. Sifana versuchte sie zu trösten. »Ruhig, Liebes, es ist ja noch nicht so weit. Und ich bin mir sicher, dass unser geschätzter Gast alles tun wird, uns zu helfen.«

»Soweit ich kann, ja«, bestätigte Merlik nachdrücklich.

Sifana klopfte auf die Waffe, die sie sich umgeschnallt hatte. »Ich werde nicht warten, bis ich elend verrecke«, sagte sie hart. »Bevor es so weit ist, ziehe ich den Tod von eigener Hand vor.«

Merlik war sprachlos und konnte sie nur perplex anstarren. Er spürte, dass es ihr damit vollkommen ernst war. Aber er hatte bis heute nicht gewusst, dass es Frauen gab, die zu dieser Art von Mut fähig waren. Zumindest nicht in den Adelshäusern der J'Ebeem.

Er ließ die beiden Frauen allein, um sich den übrigen Fanshurs zu widmen und sie mit Medizin zu versorgen. Drabus war, das musste ihm nicht erst der Medo-Scanner sagen, nicht mehr zu retten. Er hatte innere Verletzungen davongetragen und musste einer Strahlungsquelle sehr nahe gewesen sein. Ebenso wie Kamiana.

Kando Fanshur hatte die Männer um einen kleinen Klapptisch versammelt und winkte Merlik jetzt heran. Er setzte sich auf den einzigen noch freien Stuhl, der offensichtlich für ihn reserviert worden war. Pneumo-Stühle und -Matratzen gehörten neben Isodecken, Nahrungskonzentraten, Wasser, Medikamenten und Allzweckwerkzeug zur Standardausrüstung der Notfallpakete. Der Tisch stammte aus einem der Gleiter, mit denen die Familie hergekommen war.

Es fiel ihm auf, dass es in der Höhle relativ warm und trotz des nur wenige Meter entfernten Flusses erstaunlich trocken war, ohne dass er eine Heizquelle entdecken konnte.

Kando bemerkte seinen suchenden Blick und erklärte: »Es gibt thermische Aktivitäten ein paar Gesteinsschichten unter uns. Die Planetenkruste ist hier relativ dünn, was dazu führt, dass die Hitze des Kerns die Höhlen hier erwärmt.«

»Das hat den Vorteil«, fügte sein Sohn Prenin hinzu, »dass man uns

von draußen anhand unserer Körperwärme mit Infrarotsensoren nicht orten kann. Unsere Wärmestrahlung verschmilzt mit der natürlichen Wärme der Höhlen. Sagen Sie, verehrter Talas, wie sieht es draußen aus? Wer sind die Feinde, die uns angreifen? Was wollen sie?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Merlik. »Wir haben nur ihre Schiffe gesehen, aber keinen einzigen von ihnen zu Gesicht bekommen. Es scheint drei Schiffstypen zu geben. Erstens sind da gigantische Mutterschiffe. Wäre es heute nicht bewölkt gewesen, hätte man sie sicherlich mit bloßem Auge erkennen können. Außerdem gibt es Kampfschiffe – Scheiben mit einem großen Wulst in Flugrichtung. Diese scheinen die Bomben abgeworfen und anschließend auch Jagd auf die Flüchtlinge gemacht zu haben. Und als drittes etwas, das ich für Landeshuttles halte. Zumindest hatten sie die entsprechende Größe und sind offenbar in der Stadt niedergegangen.«

Die teilweise heftigen Erschütterungen des Bodens sprachen deutlich dafür, dass Otano immer noch bombardiert wurde. Merlik konnte nur hoffen, dass die Bomben nicht tief genug gingen, um den Boden aufzureißen und die Kruste brechen zu lassen. In dem Fall brauchten sie sich wirklich keine Gedanken mehr über eine rechtzeitig eintreffende Rettung zu machen.

»Was glauben Sie, wie die Chancen stehen, dass wir hier in Sicherheit sind?«, fragte Kando.

Offenbar versuchte er, auch in dieser Situation noch die Form zu wahren, indem er Merlik als Ersten nach dessen Meinung fragte. Schließlich kannte Kando die Gegebenheiten seiner Welt und dieser Höhlen besser als Merlik, der sie nur ein einziges Mal kurz besucht hatte.

»Wie Prenin schon sagte, hilft uns natürlich die Erdwärme. Wenn die Angreifer aber auf den Gedanken kommen sollten, die Höhlen zu durchsuchen«, er sah sich um. »Gibt es hier einen zweiten Ausgang?«

»Wir können nur mit dem Gleiter auf dieselbe Weise fliehen, wie wir hereingekommen sind«, sagte Slonan. »Ansonsten gibt es nur den Weg durch die Tempelhallen. Zumindest haben wir bisher keine weiteren Ausgänge gefunden.« Er wandte sich an Prenin. »Oder habt ihr Jungen früher bei euren verbotenen Streifzügen hier irgendwelche andere Ausgänge entdeckt?«

»Nein, Onkel, nur unzählige verzweigte weitere Höhlen.«

»Aber warum sollten die Angreifer die Höhlen überhaupt durchsuchen?«, überlegte Merlik laut. »Ihr Angriff scheint darauf abzuzielen, Otano zu zerstören. Zumindest waren sie, nach allem, was wir gesehen haben, dabei, Otarak dem Erdboden gleichzumachen. Ich habe mit dem Ortungsgerät des Gleiters ihre Schiffe gescannt, so weit es dessen Kapazität zuließ. Sie sehen auch ganz anders aus als die Schiffe aller uns bekannten Völker. Das und die Verwendung von rückständigen Atombomben als Hauptoffensivwaffe – möglicherweise haben sie gar keine andere – lässt nur den Schluss zu, dass es sich bei den Fremden um eine uns unbekannte Rasse handelt. Aber zu sagen,

woher sie kommt oder was sie will, wäre pure Spekulation.«

»Glauben Sie, dass es der Verwaltung oder wem auch immer gelungen ist, einen Notruf nach Ebeem zu senden?«, fragte Prenin hoffnungsvoll.

»Ich glaube ja«, gab sich Merlik überzeugter, als er selbst war. »Immerhin ist es ihnen noch gelungen, einen Großalarm auszulösen. Da werden sie mit Sicherheit auch noch Zeit genug für einen Notruf gehabt haben.«

»Dann können wir also davon ausgehen, dass Hilfe unterwegs ist«, stellte Gorel Binan, Kandos Schwager, fest. »Von der nächsten Flottenbasis bis Otano sind es nur zehn Tage. Wenn sie sofort starten, werden sie in jedem Fall rechtzeitig hier sein, um uns zu retten, bevor uns die Strahlung umbringt.«

»Zu dem Zweck müssen wir aber in regelmäßigen Abständen mit dem Orter aus dem Gleiter die Umgebung scannen«, erinnerte ihn Slonan. »Und auch wenn die Emission des Geräts gering ist, könnte man uns anhand dessen von draußen orten.«

»Dieses Problem stellt sich erst in ein paar Tagen«, wandte Merlik ein. »Wie Sie schon gerade sagten, dauert es mindestens zehn Tage, bis eine Flottenabteilung eintrifft. Vor Ablauf dieser Zeit hat es wenig Sinn, einen Scan durchzuführen. Wir sollten uns bis dahin absolut ruhig verhalten und nichts tun, was die Aufmerksamkeit der Angreifer auf die Tempel der Drachengötter lenken könnte. Vielleicht sind sie ja auch wieder verschwunden, bevor die Flotte eintrifft.«

»Das ist ein vernünftiger Vorschlag«, fand Kando. »Aber es macht wenig Sinn, uns erst anzugreifen, unsere Städte dem Erdboden gleichzumachen und anschließend einfach so wieder zu verschwinden.«

»Wir wissen gar nichts von den Fremden«, gab Slonan zu bedenken. »Vielleicht ist es ihre Art, alle Zivilisationen auf anderen Planeten zu zerstören. Vielleicht sind sie auch nur eine Vorhut für eine große Armee oder eine Siedlerflotte. Vielleicht wollen sie besiedelte Planeten von den bestehenden Zivilisationen ›säubern‹, um ihre eigene darauf zu errichten.«

»Auf Welten, die sie zuvor für Jahrhunderte verstrahlt haben?«, zweifelte Binan. »Das erscheint mir wenig logisch.«

»Es ist müßig, darüber zu spekulieren. Sehen wir lieber zu, dass wir lange genug am Leben bleiben, bis Rettung kommt.«

Ein markerschütternder Schrei ließ sie alle zusammenfahren. »Drabus!«

Im nächsten Moment begannen die Frauen zu weinen. Drabus Fanshur war gerade gestorben. Merlik ließ die Familie taktvoll allein und zog sich zum Gleiter zurück, um ihre Trauer nicht zu stören.

Die Erschütterungen des Bodens, die davon zeugten, dass die Angreifer immer noch ihre Bomben warfen, hatten noch nicht aufgehört. Aber Merlik glaubte zu erkennen, dass die Frequenz bereits nachgelassen hatte. Natürlich war es müßig, über die Fremden und

ihre Motive für den Angriff auf Otano zu spekulieren. Aber er verspürte das dringende Bedürfnis, eine Erklärung für diesen Überfall aus heiterem Himmel zu finden, der sein Leben zu zerstören drohte und das unzählige Leben bereits zerstört hatte.

Er fand keine. Er hatte nur das Gefühl, dass die Götter ihn und alle anderen auf Otano verlassen hatten.



Sifana Fanshur beobachtete Merlik Talas unauffällig und konnte sich eines brennenden Gefühls von Neid nicht erwehren. Der Biochemiker war ohne Zweifel die Art von Mann, von der sie immer geträumt hatte. Er war ruhig und zuverlässig, aber aufgeschlossen und intelligent. Er zeigte auch nicht im Mindesten die typische Arroganz, die den Mitgliedern der meisten Adelshäuser eigen war, angefangen bei Sifanas eigener Familie. Zudem sah er auch noch gut aus. Außerdem sprach die Fürsorge, die er Kamiana angedeihen ließ, deutlich dafür, dass er wohl auch eine zärtliche Ader hatte.

Sifana war vom ersten Augenblick an von ihm angetan gewesen. Doch zu ihrem Leidwesen hatte er sich nur für Kamiana interessiert. Sie ertappte sich dabei, dass ein bösartiger Teil von ihr wünschte, Kamiana würde nicht wieder gesund werden, sodass Merlik sich umorientieren musste. Gleichzeitig schämte sie sich dafür. Schließlich liebte sie ihre Schwester und wünschte ihr nichts Schlechtes.

Sie hasste die Restriktionen, denen sie als jüngste Tochter eines Adelshauses unterworfen war. Als Frau hatte sie in der j'ebeemischen Gesellschaft ohnehin kaum Rechte. Doch als Adlige würde sie eines Tages nur die Ehefrau eines Mannes sein und seinem Haushalt vorstehen dürfen. Auf Ebeem hätte sie wenigstens studieren können, wenn man ihr wahrscheinlich auch nicht gestattet hätte, ihren erlernten Beruf zu praktizieren. Es sei denn, ihr Mann erlaubte es. Hier auf Otano waren manche Dinge noch rückständiger als auf der Hauptwelt.

Sie seufzte, holte ihre Hamara, die sie auf der Flucht hatte mitnehmen können und begann zu spielen. Die Musik war das Einzige, was ihr half, ihre Situation zu ertragen, die sie als ungerecht und einengend empfand. Sie hatte sich schon oft gewünscht, ein Mann zu sein. Die hatten ein freies Leben. Nun, wenigstens ein freieres Leben als Sifana.

Das Leben war einfach ungerecht! Doch wahrscheinlich würde es ohnehin bald vorbei sein, wenn nicht rechtzeitig Rettung eintraf, um sie abzuholen und von der Verstrahlung zu heilen. Sie waren jetzt seit fünf Tagen in den Höhlen und bisher von den Angreifern nicht entdeckt worden. Das Bombardement hatte vor zwei Tagen aufgehört, und sie hatten es riskiert, einen kurzen Scan durchzuführen. Der hatte gezeigt, dass sie immer noch da waren. Was sie allerdings genau taten, ließ sich nicht erkennen.

Sifana schloss die Augen und spielte, bis sie sich ruhiger fühlte. Als sie sie wieder öffnete, saß Merlik in gebührendem Abstand vor ihr und

hatte offenbar die ganze Zeit über zugehört. Auf seinem Gesicht lag ein beinahe verzückter Ausdruck. In diesem Moment empfand Sifana ein heftiges Gefühl von Zuneigung zu ihm. Doch sie ließ kein bisschen davon nach außen dringen.

»Wie geht es meiner Schwester?«, fragte sie stattdessen.

Merlik schien wie aus weiter Ferne zurückzukehren und brauchte ein paar Sekunden, ehe er antworten konnte. »Das wissen Sie doch. Wenn nicht schnellstens Rettung eintrifft, wird sie es nicht überleben. Bei Strahlungsverbrennungen dieser Stärke …« Er machte eine Geste der Hilflosigkeit.

Es war überhaupt ein Wunder, dass Kamiana noch lebte. Sie hatte berichtet, dass sie und Drabus auf dem Rückweg vom Zentrum Otaraks gewesen waren, als eine Bombe in ihrer Nähe fiel. Drabus hatte seine Schwester mit seinem Körper geschützt, weshalb er die schwereren Verletzungen abbekommen hatte, denen er schließlich erlegen war. Sie hatten seinen Körper in einer der entfernteren Höhlen notdürftig bestattet. Doch sie alle waren sich im Klaren, dass es noch mehr Tote geben würde, wenn nicht bald Rettung kam. *Falls* Rettung kam.

»Rettung wird nicht kommen«, stellte Sifana resigniert fest. »Zumindest nicht rechtzeitig.«

»Das können wir nicht wissen«, widersprach Merlik, obwohl er selbst nicht so recht daran glaubte. »Ihr Onkel und ich wollen uns mal draußen umsehen. Vielleicht sind die Angreifer inzwischen fort und wir finden noch irgendwo Medikamente oder einen überlebenden Arzt.«

»Der wird viel zu viel zu tun haben, als sich auch noch um Kamiana kümmern zu können«, sagte Sifana nüchtern. »Ich schätze Ihre Versuche, mich aufzumuntern, aber machen Sie mir bitte nichts vor. Ich kann die Wahrheit durchaus ertragen.«

»Ja, das ist mir schon aufgefallen. Sie sind bemerkenswert gefasst und überlegt.«

»Dafür dass ich eine Frau bin?«

»Nein, in Anbetracht unserer Situation«, verbesserte Merlik. »Wie Ihnen sicher nicht entgangen ist, können Ihr Bruder und der Mann Ihrer Tante ihre Angst kaum beherrschen. Und sogar Ihr Vater ist nicht annähernd so gefasst wie Sie. Obwohl er sich natürlich größte Mühe gibt, dass das niemand bemerkt. Er ist schließlich der Patriarch.«

Sifana lächelte leicht. Merlik lächelte zurück, stand auf und ging wieder zu den anderen Männern. Wenig später brachen er und Slonan zu einem Erkundungsgang in den Eingangsbereich der Tempel auf.

Sie bewegten sich so vorsichtig wie möglich und blieben alle paar Meter stehen, um zu lauschen und mit einem Handscanner die Bereiche vor sich abzusuchen. Doch nirgends gab es Anzeichen dafür, dass sich außer ihnen noch jemand hier aufhielt. Trotzdem war die Expedition riskant, allein schon deshalb, weil sie sich damit erhöhter Strahlung aussetzten. Merlik hatten sich und Slonan zwar eine höhere

Dosis seines Schutzmittels gespritzt, doch das Risiko blieb natürlich.

Sie brauchten zwei Stunden, bis sie den Eingangsbereich erreicht hatten. Je näher sie ihm kamen, desto wärmer wurde es, obwohl es wegen der Erdwärme unter den Höhlen umgekehrt hätte sein müssen. Das war kein gutes Zeichen. Zu ihrem Glück hielt sich auch im Eingangsbereich niemand auf, weder Überlebende Einwohner Otanos noch Feinde. Draußen brach gerade die Dämmerung herein. Doch was die beiden Männer trotz einfallender Dunkelheit erkennen konnten, war schlimm genug, dass sie auf einen intensiveren Anblick bei Tageslicht gern verzichteten.

Otarak existierte nicht mehr. Die Stadt bestand nur noch aus mehr oder weniger großen Trümmern. Einige Häuser am Stadtrand waren weitgehend verschont geblieben, doch überall schwelten Brände, loderten Flammen. In den Bereichen, in denen die Häuser nicht völlig zerstört waren, tauchten in regelmäßigen Abständen Lichter auf.

»Es gibt also außer uns noch Überlebende«, stellte Slonan erleichtert fest. »Ich hatte schon befürchtet, wir wären, zumindest aus Otarak, die einzigen.«

Er wollte die Deckung verlassen, doch Merlik hielt ihn zurück. Er scannte die Umgebung noch einmal gründlich und entdeckte: »Sie sind noch hier! Um die Stadt verteilt stehen ihre Schiffe. Die Lichter dort stammen nicht von Überlebenden, das sind die Feinde.«

»Aber was tun sie denn da?«, fragte Slonan verblüfft, ehe ihm die Antwort selbst dämmerte: »Sie plündern! Sie plündern, was sie noch nicht zerstört haben!«

»Es sieht so aus«, bestätigte Merlik bitter.

»Bei den Verwachsenen Göttern! Was sind das für Wesen, die erst alles in Schutt und Asche legen und danach seelenruhig die Trümmer durchwühlen?«

»Ein Feind, dem wir lieber nicht begegnen wollen«, war Merlik überzeugt. »Lassen Sie uns zurückgehen.«

»Glauben Sie, dass sie auch in den Höhlen nachsehen werden?«, fragte Slonan besorgt.

Merlik überlegte kurz. »Wenn sie tatsächlich in erster Linie oder vielleicht ausschließlich auf Plündern aus sind, halte ich das eher für unwahrscheinlich. Auf den ersten Blick sind die Höhlen eindeutig ein Naturphänomen. Falls sie Scans vornehmen und nicht dadurch unsere Anwesenheit entdecken, haben sie keinen Grund, sich darin umzusehen. Trotzdem empfehle ich, dass wir ab sofort Wachen aufstellen.«

»Unbedingt«, stimmte Slonan zu.

Sie kehrten zu den anderen zurück und wurden bei ihrer Ankunft mit der nächsten Schreckensnachricht überfallen.

Kandos Frau Kuris kam ihnen entgegengelaufen, packte Merlik am Arm und flehte: »Bitte tun Sie etwas! Kamiana geht es furchtbar schlecht!«

*

Dana beendete ihren Bericht für Commodore Jackson und seufzte tief. Er hatte sie einige Mühe gekostet. Schließlich war es keine leichte Aufgabe, einerseits sachlich die Ereignisse zu schildern, andererseits aber auch ihre persönliche Meinung zum Ausdruck zu bringen, ohne dabei zu offen zu sein und womöglich in den Verdacht zu geraten, ungebührliche Kritik an ihren Vorgesetzten zu üben. Obwohl sie natürlich genau das tat. Sie hoffte, dass sie diese Gratwanderung einigermaßen gut hinbekommen hatte. Jetzt brauchte sie erst einmal eine Pause.

Sie ging in den Aufenthaltsraum und zog sich einen Kaffee. Zurzeit war der Raum nur spärlich besetzt. Sun-Tarin saß auf seinem angestammten Platz – kein Wunder, da nur ein Stuhl im Aufenthaltsraum seinem vogelartigen Körperbau angepasst war – und ihm gegenüber Stephan van Deyk. An einem anderen Tisch saß Lieutenant Jefferson, der Leitende Ingenieur, in eine Unterhaltung mit Dr. Gardikov und Fähnrich Al-Qamar vertieft.

Dana trat an Sun-Tarins Tisch. »Darf ich mich zu Ihnen setzen, oder führen Sie eine private Unterhaltung, bei der Sie ungestört sein wollen?«

»Durchaus nicht, Captain, und Ihre Gesellschaft ist uns willkommen«, antwortete van Deyk und deutete einladend auf einen Stuhl. »Wir diskutieren gerade über die Situation bei den Mantiden.«

Dana nahm Platz. »Ja, das ist eine unerwartete Entwicklung. Wer hätte gedacht, dass sich ihre Gesellschaft mal so krass in zwei Teile spalten würde.«

»Meiner Meinung nach war das abzusehen«, sagte Sun-Tarin. »Zwar nicht die jetzt eingetretene räumliche Trennung; die ist selbstverständlich auf das Eingreifen der Basiru-Aluun zurückzuführen. Doch war nach meinen Informationen ein immer größer werdender Teil der Mantiden mit den herrschenden Gegebenheiten unzufrieden, was die Privilegierung der Adelskaste und die damit einhergehende Benachteiligung der übrigen Bevölkerung betrifft. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich diese Trennung etablieren würde.«

»Aber niemals auf eine so eindeutige und endgültige Weise«, meinte van Deyk. »Sie sind jetzt ein gespaltenes Volk. Und die Adelsanhänger auf ›Zwillings-Mantis‹ werden, wenn sie eines Tages auf die Nachfahren von Qua'las Anhängern treffen, darauf bestehen, dass sie die echten Mantiden sind, weil sie die alte Regierungsform beibehalten haben.«

»Und dasselbe werden die Mantis-Mantiden behaupten mit der Begründung, dass sie von der hiesigen Mutterwelt stammen«, ergänzte Dana. »Womit ein Konflikt zwischen beiden vorprogrammiert ist. Aber das ist natürlich Zukunftsmusik, die wir nicht mehr zu hören bekommen werden.«

»Es besteht aber auch die Möglichkeit«, wandte Sun-Tarin ein, »dass auch die Bewohner von ›Zwillings-Mantis‹ eines Tages von ihrem alten System Abstand nehmen, das sie heute noch so vehement verteidigen. In letzter Zeit hat es viele Veränderungen unter allen uns bekannten Völkern hier im Alpha-Quadranten gegeben. Es gibt Gerüchte, dass sogar die J'Ebeem ihre Adelsstrukturen abschaffen wollen. Zumindest existiert eine immer stärker werdende politische Strömung, die in diese Sichtung geht.«

»Und woher wissen Sie das?«, fragte Dana verblüfft. »Solche Informationen sind gewiss kein Allgemeingut. Ich habe davon jedenfalls noch nichts gehört.«

Der Kridan zögerte, sah aber schließlich keinen Anlass zu verschweigen, was Dana ohnehin wusste. »Ihnen ist bekannt, dass ich zu meiner Zeit als Tanjaj in der kridanischen Flotte Kontakte zum Bolpor hatte und als Beobachter für den Geheimdienst tätig war. Diese Aktivität ist natürlich längst vorbei, aber ich habe immer noch einen guten Bekannten aus jener Zeit, mit dem ich ab und zu Informationen austausche. Und bevor Sie jetzt etwas Falsches denken«, fügte er hinzu, als er sowohl Danas wie auch van Deyks alarmierten Gesichtsausdruck sah, »diese Tatsache ist der Galaktischen Abwehr bekannt. Ich wurde sogar ermutigt, diesen Kontakt weiterzupflegen, und zwar auch von Satren-Nor.«

Dana und van Deyk schwiegen eine Weile und tranken beinahe simultan – der Captain von ihrem Kaffee, ihr Erster Offizier von seinem Synthodrink.

»Ich nehme an«, sagte Dana schließlich vorsichtig, »dieser Informationsaustausch ist keine einseitige Sache.«

»Natürlich nicht«, bestätigte Sun-Tarin. »Das wäre unfair und würde meine Quelle in kurzer Zeit zum Versiegen bringen. Ich kann Ihnen aber versichern, dass ich keine Informationen preisgebe, die Ihnen und den Solaren Welten zum Nachteil gereichen könnten.«

»Ist das nicht ein Konflikt für Sie?«, fragte van Deyk rundheraus. »Sie müssen einerseits loyal zu Kridania sein, andererseits als Austauschoffizier bis zu einem gewissen Grad auch zu uns.«

Der Kridan gab ein Geräusch von sich, das einem Seufzen verdächtig ähnlich klang und rieb seine Schnabelhälften aneinander. »Ich habe darüber kürzlich ein Gespräch mit Bruder William geführt«, gestand er. »Sie haben recht, Commander. Das ist eine Gratwanderung, die nicht leicht zu bewältigen ist.«

Im Grunde genommen war sie gar nicht zu bewältigen. Zumindest hatte Sun-Tarin noch keine Möglichkeit gefunden, beide Verpflichtungen unter einen Hut zu bringen, ohne eine von beiden zu vernachlässigen. Genau genommen gab es nur zwei Alternativen. Entweder er schlug sich voll und ganz auf eine von beiden Seiten – Kridania selbstverständlich – und wurde dadurch unter Umständen zu einem Verräter an der anderen. Wobei er sich immer wieder sagte, dass er den Solaren Welten keinerlei Loyalität schuldete. Er hatte sich

schließlich nicht freiwillig für dieses Austauschprogramm gemeldet, sondern war dazu verpflichtet worden. Doch Verrat – selbst an einem Feind, jetzt *ehemaligen* Feind – ließ seine Ehre nicht zu.

So blieb ihm nur die zweite Möglichkeit, die darin bestand, seine Prioritäten abzuwägen und das Wissen über gewisse Dinge von *beiden* Seiten für sich zu behalten. So wie die geplante Plünderung von Mantis VI. Sun-Tarin hatte sich für diese Variante entschieden, aber er fühlte sich nicht wohl damit. Schließlich war das in seinen Augen nur ein Kompromiss und keine klare Entscheidung von der Art, wie er sie bevorzugte. Doch ungewöhnliche Situationen erforderten Flexibilität. Und bis er einen anderen Weg gefunden hatte, würde er diesem folgen.

Der Interkom unterbrach seine Gedanken. »Captain«, meldete Susan Jamil, »wir haben gerade einen Funkspruch aufgefangen, der an die MOND VON KANASH ging.«

Die J'Ebeem befanden sich wie die STERNENFAUST und ihre Begleitschiffe auf dem Rückflug von Mantis und flogen eine gewisse Strecke in dieselbe Richtung, bevor sich ihre Wege bei bestimmten Koordinaten trennten.

»Haben Sie ihn entschlüsseln können?«, fragte Dana.

»Ja, Ma'am. Er war mit einer uns bekannten Verschlüsselung codiert. Ich vermute, die J'Ebeem wollten, dass wir ihn auch verstehen, denn sie wissen längst, dass uns diese Verschlüsselung bekannt ist.«

»Wie lautet die Nachricht?«

»Eine ihrer Welten, Otano, wurde vor sechs Tagen von einem unbekannten Feind angegriffen. Otano konnte noch einen Notruf absetzen, danach brach der Kontakt ab. Die MOND VON KANASH soll mit ihren Begleitschiffen sofort hinfliegen und nachsehen.« Jamil unterbrach sich. »Hier kommt gerade eine Nachricht von Kommandant Talas für Sie, Captain.«

»Stellen Sie durch.«

»Captain Frost, ich nehme an, Sie haben den an mich gerichteten Funkspruch ebenfalls empfangen können und entschlüsselt«, kam Siron Talas sofort zur Sache. »Ich überspiele Ihnen mit diesem Datenstrom die Informationen, die mir zugegangen sind und überlasse es Ihnen, sie auszuwerten oder weiterzuleiten. Ich werde unverzüglich nach Otano fliegen. Ich verabschiede mich also von Ihnen bis zum nächsten Mal.«

»Danke, Kommandant Talas. Viel Glück bei Ihrer Mission.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Dana sah van Deyk und Sun-Tarin an, die aufmerksam zugehört hatten. »Ich frage mich, was das jetzt zu bedeuten hat.«

»Sehen wir uns die Nachricht an, die Talas uns so großzügig überließ«, schlug van Deyk vor. »Ob er dazu autorisiert war, sie uns zu überlassen?«

»Das nehme ich an«, vermutete Dana. »Warum sonst hätten seine Vorgesetzten sie ihm in einer Verschlüsselung geschickt, die uns längst bekannt ist. Aber egal. Ich bin mal gespannt, was wir da gleich zu

sehen bekommen.«

*

Merlik sah bereits auf den ersten Blick, dass Kamiana nicht mehr viel Zeit blieb. Sie hustete Blut. Eine ihrer beiden Lungen stellte offenbar die Funktion ein. Er untersuchte sie noch einmal mit einem Medo-Scanner. Zwar waren J'Ebeem mit jeweils zwei Organpaaren ausgestattet, die sich in einer Situation wie dieser als hilfreich erwiesen, aber schwerste Verletzungen konnten dadurch nicht immer kompensiert werden.

Das galt auch für Kamiana. Die zweite Lunge war ebenfalls geschädigt und ihr Körper durch die hohe Strahlendosis, der sie ausgesetzt gewesen war, zusätzlich geschwächt. Sie hätte Spezialmedikamente und eine Operation gebraucht. Doch das Einzige, was er für sie tun konnte, war, ihr ein Schmerzmittel zu geben und eine weitere Dosis seines Medikaments, das die Wirkung der Strahlung linderte.

Kamiana bot ein Bild des Jammers und war offensichtlich mit ihren Kräften am Ende. Ihre Haut schälte sich großflächig vom Körper. Sie hatte Fieber und litt unter ständiger Übelkeit. Inzwischen behielt sie keine Nahrung und nun auch nicht einmal mehr Wasser bei sich. Er wollte sie nach der Behandlung wieder der Fürsorge ihrer Familie überlassen, doch sie hielt ihn zurück.

»Bleiben Sie bitte bei mir, wenn es Ihnen nichts ausmacht«, bat sie.

»Es macht mir nichts aus. Kann ich noch etwas für Sie tun, Kamiana?«

Sie seufzte tief. »Ich … wir werden es nicht überleben, nicht wahr?«

»Noch sind wir nicht tot«, war das Einzige, was ihm darauf zu antworten einfiel. Er konnte es nicht über sich bringen, ihr falsche Hoffnungen zu machen. Ebenso wenig konnte er ihr aber auch die brutale Wahrheit ins Gesicht sagen, dass sie recht hatte, zumindest so weit es sie selbst betraf. »Solange wir leben, besteht immer noch Hoffnung. Sie müssen nur noch ein bisschen durchhalten, Kamiana. In etwa vier Tagen wird Rettung hier sein. Vielleicht sogar schon etwas eher.«

»Vier Tage«, flüsterte sie resigniert. »Vier Ewigkeiten. Vielleicht kommt aber niemand. Schließlich wissen wir nicht mit Sicherheit, dass ein Hilferuf abgeschickt werden konnte.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Merlik mit mehr Gewissheit, als er tatsächlich fühlte. »Wer immer den Alarm ausgelöst hat, konnte mit Sicherheit noch eine Nachricht senden. Ein einziger Satz würde schon genügen, um die Flotte in Marsch zu setzten. Und ›Otano wird angegriffen!‹ ist so kurz und ausreichend, dass weitere Details nicht mehr nötig sind.«

Kamiana akzeptierte das. »Ich wäre wirklich gern Ihre Frau

geworden«, sagte sie übergangslos und tastete nach seiner Hand.

Merlik nahm ihre vorsichtig und drückte sie sanft. »Das werden Sie, Kamiana. Und mir wird es eine Ehre sein, Ihr Mann sein zu dürfen.«

Sie lächelte und wollte noch etwas sagen. Aber das Medikament tat seine Wirkung, und sie schlief übergangslos ein. Merlik wollte sich zurückziehen, doch ihre Mutter drängte ihn, bei Kamiana sitzen zu bleiben.

»Sie soll wenigstens in ihren letzten Stunden noch ein bisschen Freude fühlen.« Sie sah Merlik in die Augen. »Sagen Sie mir die Wahrheit, *Rani'in Talas*. Sie wird in jedem Fall sterben, nicht wahr?«

»Ich bin kein Arzt und kann nicht sagen, wie ihre Chancen stehen, wenn sie in der nächsten Stunde vernünftig behandelt werden könnte. Da aber mit so einer Behandlung nicht zu rechnen ist, vermute ich, dass sie nicht mehr lange genug aushalten wird. Falls doch, stehen ihre Chancen trotzdem nicht gut.« Er sah Kuris an. »Darauf zu hoffen, dass sie es schafft, wäre nicht sehr realistisch.«

Kuris akzeptierte das, hatte sie doch keine andere Antwort erwartet. Sie ließ ihn mit der schlafenden Kamiana allein.

Auch Merlik holte seine Decke und breitete sie neben Kamiana aus, um ein bisschen zu schlafen, nachdem er vorher Kandos Erlaubnis bezüglich dieses Schlafplatzes eingeholt hatte.

»Betrachten Sie sich als mit Kamiana verlobt, mein Junge«, sagte er. »Sie gehören damit zur Familie. In unserer Situation können wir gewisse Konventionen ruhig einmal außer Acht lassen.«

Es entging Merlik nicht, wie besorgt auch Kando war. Doch konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, dass dessen Sorge nicht ausschließlich seiner todgeweihten Tochter galt. Aber er machte sich keine weiteren Gedanken darüber.

*

Merlik erwachte Stunden später von einer deutlichen Erschütterung des Bodens. Auch die anderen waren, so weit sie geschlafen hatten, schlagartig wach.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Prenin und konnte nicht verhindern, dass seine Stimme zitterte.

Merlik lauschte wie die anderen eine Weile ohne etwas zu sagen. Die Erschütterungen waren nicht identisch mit denen, die von den Bombeneinschlägen verursacht worden waren.

»Ich glaube, das kommt von startenden Triebwerken«, sagte er leise. »Sehr vielen startenden Triebwerken.«

»Demnach … verlassen die Angreifer Otano?«, fragte Sifana hoffnungsvoll und erntete für ihre Vorwitzigkeit einen strafenden Blick ihres Vaters und ein wohlwollendes Lächeln von Merlik.

»Es sieht so aus. Aber wir sollten uns nicht auf unsere Vermutung verlassen.«

»Sie meinen, wir sollen uns noch einmal draußen umsehen?«, fragte Slonan.

»Ich meine, dass wir noch ein paar Stunden warten und dann einen Scan riskieren sollten. Falls unsere Vermutung zutrifft, dürfte das ungefährlich sein.«

Da niemand einen besseren Vorschlag hatte, stimmten alle zu.

Kamiana war ebenfalls aufgewacht. Ihre Augen hatten jeden Glanz verloren und schienen nichts mehr richtig wahrzunehmen. »Kommt Rettung?«, fragte sie flüsternd. »Ich habe geträumt, dass wir abgeholt werden.«

Merlik überprüfte ihre Vitalfunktionen mit dem Medo-Scanner und stellte fest, dass auch Kamianas zweite Lunge zu versagen begann, ebenso wie die übrigen Organe. Es war nur noch eine Frage von Minuten, höchstens einer Stunde, bis das Ende kam.

»Sie haben nicht geträumt, Kamiana«, antwortete er ihr. Er schämte sich nicht, eine Sterbende anzulügen, damit sie noch ein wenig Hoffnung verspürte. »Die Erschütterungen, die Sie spüren, stammen von den Transportern der Retter. Sie werden bald hier sein. Wir müssen nur warten, bis sie sich ihren Weg durch die Trümmer draußen zu den Tempeln der Drachengötter gebahnt haben. Sie müssen nur noch zwei, drei Stunden durchhalten, Kamiana. Wir sind bald gerettet. Doch bis dahin gebe ich Ihnen noch einmal Medizin gegen Ihre Schmerzen.«

»Aber ich habe gar keine Schmerzen mehr. Ich fühle mich schon viel besser. Das liegt sicher an Ihrer guten Fürsorge, Merlik.« Sie lächelte und nahm seine Hand.

Bei diesen Worten begriffen auch die anderen, wie es um Kamiana stand. Doch die letzten paar Tage schienen zumindest einen Teil der noblen Weichheit aus den Fanshurs vertrieben zu haben. Die Frauen brachen nicht in lautes Jammern aus. Sie pressten nur in einer simultanen Geste die Hände vor die Gesichter und sahen Kamiana stumm an.

Sifana nahm ihre Hamara und setzte sich zu ihr. »Ich werde dir die Zeit bis dahin mit Musik vertreiben«, sagte sie betont heiter.

Sie schlug die Saiten an und begann zu spielen. Kamiana hörte ihr zu, während sie Merliks Hand hielt, und ihr Gesicht verklärte sich langsam zu einem Ausdruck von Entspannung und Frieden. Wenig später tat sie mit einem Lächeln auf dem Gesicht ihren letzten Atemzug.

Merlik löste sanft seine Hand aus ihrer und überließ ihre Familie der Trauer. Er zog sich zurück, um ihnen dabei nicht im Weg zu sein. Die Erschütterungen hatten inzwischen aufgehört, was darauf schließen ließ, dass die Angreifer endlich den Planeten verlassen hatten. Falls ihre diesbezügliche Vermutung zutraf, was Merlik inständig hoffte. Zwar würden die anderen hier dank seiner Medikamente noch lange genug aushalten, bis Hilfe kam. Aber Merlik war sich bewusst, dass das Warten darauf noch sehr an ihrer aller Nerven zerren würde.

Er wandte sich um, als er jemanden kommen hörte und sah sich Kando Fanshur gegenüber. »Ich danke Ihnen für alles, was Sie für

Kamiana und für uns alle getan haben«, sagte er und zeigte sich erstaunlich gefasst für einen Vater, der gerade seine Tochter verloren hatte. Seine Trauer um seinen Sohn Drabus hatte er sehr viel deutlicher gezeigt. Merlik konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass ihm etwas anderes im Moment viel mehr auf der Seele lag als Kamianas Tod.

»Es hat Kamiana nur leider nicht retten können«, wehrte er Kandos Dank ab.

»Aber Sie haben Ihr Bestes getan. Und ich hätte Ihnen Kamiana gern zur Frau gegeben.«

»Ihre Einschätzung meiner Person ehrt mich, Patriarch.« Worauf wollte der Mann hinaus?

»Es ist natürlich nicht der rechte Zeitpunkt, um solche Dinge ausführlich zu besprechen, verehrter Talas, aber falls Sie immer noch in Erwägung ziehen, Ihr Haus mit meinem zu verbinden, würde ich mich hoch geehrt fühlen, Ihnen Sifana zu geben.«

Merlik hatte Mühe, ein ausdrucksloses Gesicht zu zeigen und nicht seine plötzliche Abneigung gegen Kando zu zeigen. Der Mann hatte gerade seine Tochter verloren. Ihr Körper war noch nicht einmal kalt, da wollte er ihren noch nicht einmal offiziell Verlobten bereits mit deren Schwester verkuppeln.

Der Adlige in Merlik konnte dieses Bestreben durchaus nachvollziehen. Kandos gesamter Besitz war zerstört worden oder doch auf längere Zeit, als seine Familie leben würde, verstrahlt und unbrauchbar. Damit war er auf das Wohlwollen von Verwandten angewiesen. Und arme Verwandte galten dem Adel als nutzlose und peinliche Anhängsel, die man am besten so schnell wie möglich irgendwohin abschob, wo sie außer Sicht waren und nicht in Erscheinung traten.

Dazu kam, dass alle Zweige des Hauses Lovinar, die auf anderen Welten lebten – es waren nur zwei – ohnehin nicht mit Reichtümern gesegnet waren und keiner von Kandos Verwandten daher in der Lage sein würde, ohne erhebliche eigene Einbußen die Flüchtlinge von Otano aufzunehmen. Kandos einzige Option, dieses Schicksal für seine Familie abzuwenden, war eine Verbindung mit einem höheren Adelshaus mit entsprechenden Ressourcen. Und zwar so schnell wie möglich.

Moralisch fand Merlik sein Verhalten mehr als verwerflich und zutiefst abstoßend. Offenbar war er mit dieser Meinung nicht allein. Sifana stürzte auf ihren Vater zu und schrie ihn an.

»Was denkst du dir eigentlich? Kamiana ist noch keine Stunde tot, und du willst mich dem Mann an den Hals werfen, der mit ihr verlobt war! Wie kannst du das tun?«

»Halt den Mund, Sifana!«, fuhr Kando sie wütend an. »Du wirst mir gehorchen! Und wenn der verehrte Talas dich will, wirst du ihn heiraten!«

»Niemals!« fauchte Sifana und schien noch eine Menge mehr sagen

zu wollen.

»Wir sind alle«, unterbrach Merlik die beiden scharf, »von Kamianas Tod erschüttert und im Moment nicht ganz Herr unserer selbst. Ich schlage deshalb vor, dass wir jede Diskussion über solche Angelegenheiten auf einen Zeitpunkt verschieben, wenn wir sicher wissen, ob wir überhaupt überleben werden. Alles andere hätte wenig Sinn.«

»Natürlich«, stimmte Kando verlegen zu. »Ich entschuldige mich, falls ich Sie … verärgert haben sollte. Und du wirst dich auch entschuldigen, Sifana.«

Die junge Frau gab nur einen verächtlichen Laut von sich und rannte aus der Höhle.

»Sifana!«, rief Kando ihr wütend nach.

»Ich glaube, sie braucht ein paar Augenblicke für sich allein, um sich wieder zu beruhigen«, sagte Merlik. »Wenn Sie erlauben, werde ich mit ihr reden.«

Kando stimmte sofort zu. »Wenn Sie sie zur Vernunft bringen können, bin ich Ihnen mehr als dankbar.«

»Ich werde mein Möglichstes tun.«

Er nahm eine Lampe und folgte Sifana. Sie hatte sich in einer Nebenhöhle auf den Boden gesetzt und starrte wütend vor sich hin.

»Entladen Sie Ihren Zorn auf Ihren taktlosen Vater auch über mir, wenn ich mich zu Ihnen setze?«, fragte er freundlich.

»Nein. Sie können ja nichts dafür.«

Er nahm neben ihr auf dem Boden Platz. »Versuchen Sie, Ihren Vater zu verstehen. Er handelt nur aus Sorge um Ihrer aller Zukunft.«

»Vor allem um seine eigene«, meinte Sifana respektlos. »Er wollte und will immer noch durch eine Verbindung mit Ihrem Haus in der Hierarchie aufsteigen. Aber wenn Sie mich nicht heiraten, fällt er ganz nach unten.«

»Das Triumvirat wird ihm ein anderes Lehen zuerkennen.«

»Das bezweifle ich. Wir sind nicht so bedeutend. Jedenfalls stehen seine Chancen auf ein neues Lehen siebenmal besser, wenn er mit Ihrem Haus verbunden ist. Das ist sein einziger Beweggrund.«

»Ich stimme Ihnen zu. Aber was ist mit Ihnen, Sifana? Ich kann nach den wenigen Tagen, die ich mit Ihrer Familie verbracht habe, sagen, dass Sie nicht glücklich sind. Der Plan Ihres Vaters, Sie mit mir zu verheiraten, wäre demnach doch für Sie die Möglichkeit, dem zu entfliehen, was Sie unglücklich macht.«

»Vielleicht. Aber Sie wollten nicht mich, Sie wollten Kamiana.«

»Das lag daran, dass ich bis zu unserer Flucht keine Gelegenheit hatte, Sie näher kennenzulernen, Sifana.«

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu. »Wie soll ich das verstehen?«

Merlik atmete einmal tief durch. »Vergessen wir mal für einen Augenblick, dass es wirklich nicht der passende Zeitpunkt ist, um Heiratspläne zu diskutieren. Erlauben Sie mir, vollkommen offen zu sein, Sifana?«

»Bitte.«

»Sie haben mich durch Ihren Mut und Ihre ganze Haltung sehr beeindruckt. Wenn ich Sie zuerst kennen gelernt und erkannt hätte, welcher Geist in Ihnen wohnt, wäre meine Wahl von Anfang an auf Sie gefallen.«

Sifana starrte ihn ungläubig an. »Ist das Ihr Ernst?«

»Ja.«

»Aber ich bin absolut nicht so, wie eine gut erzogene Tochter eines Hohen Hauses sein sollte.«

»Und ich habe nie eine ›gut erzogene Tochter aus Hohem Haus‹ haben wollen, sondern eine eigenständige Frau, die eine eigene Meinung hat und sich nicht scheut, sie auch zu vertreten. Ich hatte den Eindruck, dass das auf Ihre Schwester zutraf. Aber Sie kommen meinem Ideal doch noch sehr viel näher.« Er stand auf. »Doch wie schon gesagt, ist jetzt absolut nicht der richtige Zeitpunkt, um solche Pläne zu schmieden. Ich bitte Sie nur, darüber nachzudenken und das Ansinnen Ihres Vaters nicht aus den falschen Motiven heraus abzulehnen.«

Sifana erhob sich ebenfalls. »Ich werde darüber nachdenken«, versprach sie. »Sie erhalten meine Antwort, falls wir diese Situation überleben sollten. Aber erst einmal werde ich jetzt um Kamiana trauern.«

*

»Eine Nachricht vom Hauptquartier kommt gerade herein, Captain«, meldete Susan Jamil, als Dana gefolgt von van Deyk und Sun-Tarin die Brücke betrat.

»Auf den Schirm.«

»Captain Frost«, meldete sich Commodore Jackson, »lassen Sie die Schiffe mit den Wissenschaftlern allein weiterfliegen und steuern Sie sofort Otano am Rand des J'Ebeem-Reiches an. Unsere Verbündeten haben uns um Unterstützung gebeten. Offensichtlich wurde Otano von einem unbekannten Feind angegriffen. Ich überspiele Ihnen die Daten.«

»Ich weiß, Sir. Kommandant Talas hat mich vor wenigen Minuten bereits darüber informiert. Er wurde ebenfalls nach Otano abberufen. Ich wollte gerade das Material sichten, das er mir überlassen hat und mich dann bei Ihnen melden.«

Jackson winkte ab. »Was nun überflüssig ist. Fliegen Sie nach Otano. Dort treffen Sie auf die Schwesterschiffe der STERNENFAUST – die SONNENWIND, die AMSTERDAM und die MARIA STUART. Das Kommando über diese Mission wird Commodore Mikael Sakuro haben, der an Bord des Dreadnoughts NELSON mit seiner Begleitflotte aus Zerstörern und Leichten Kreuzern ebenfalls bereits unterwegs ist. Wir werden uns bemühen, weitere Kräfte freizusetzen, aber Sie wissen selbst, dass das Star Corps zurzeit nur noch ein Schatten seiner selbst

vor dem Dronte-Krieg ist. Jackson Ende.«

Dana lehnte sich in ihrem Sessel zurück. In der Zentrale war es verdächtig still geworden. Alle hatten wie gebannt auf den Bildschirm gestarrt.

»Lieutenant Santos, nehmen Sie Kurs auf Otano«, befahl sie. »Und auf dem Weg dorthin sollten wir beten, dass wir es nicht mit einem Feind zu tun bekommen, der noch gefährlicher ist als die Dronte es waren.«

ENDE

Piratenbrut

Leserstory
von »Anubiz«

»Wie lange noch bis zum Eintritt in den Normalraum, Chris?«

»Noch drei Minuten, Sir.«

»OK, alle Mann auf ihren Posten, bereithalten für Wiedereintritt.«

Captain Carlos Montana vom Handelsschiff Freie Fahrt lehnte sich in seinem Sessel zurück und wartete auf den Zeitpunkt, an dem sein Schiff wieder in den Normalraum eintreten würde. Nach vier Wochen im Bergstromraum freute er sich ebenso wie jedes Mitglied seine Besatzung auf die wohlverdiente Erholungspause. Zwei Wochen, die er bei seiner Familie auf dem Mars würde verbringen können. Seiner dreijährigen Tochter hatte er eine weganische Schneemaus mitgebracht, die sich von irdischen Mäusen hauptsächlich durch ihr flauschiges Fell unterschied – und dass sie ähnlich einem Kätzchen schnurrte.

Neben den üblichen Handelsgütern wie Elektronikwaren waren sie diesmal noch an eine Ladung rigelianischer Feuerkristalle gekommen, einem im Sol-System sehr begehrten Schmuckstein. Sie waren sehr selten – und daher sehr teuer. Der Erlös aus dem Verkauf der Kristalle würde ihn, seine Mannschaft und sein Schiff wieder für eine Weile über Wasser halten. Es war nicht einfach, sich gegenüber den großen Handelskartellen zu behaupten, die mit ihren großen Handelsflotten die Unendlichkeit durchstreiften. Und trotz – oder gerade wegen – dieser wertvollen Ladung konnte er es kaum erwarten, sie loszuwerden. Wertvolle Ware zog auch immer viel Gesindel an, und auch wenn der Krieg gegen die Kridan beendet war, stand ein neuer gegen die ehemals verbündeten Starr scheinbar bevor. Auch von weiteren Gefahren war über inoffizielle Kanäle die Rede, sodass das »Space Corps« nur noch einen Bruchteil der vorher dafür eingesetzten Schiffe zur Piratenjagd einsetzen konnte. Und seitdem stieg auch die Anzahl der Überfälle …

»Achtung, Wiedereintritt!«

»Wir warten hier jetzt schon seit fast einem Tag!«, nuschelte der Navigator des kleinen Schiffes Cockroach leise vor sich hin. Den Namen bekam es, weil der Captain meinte, dass ihr Schiff genauso schnell verschwinden könne wie ein Kakerlak unter einem Kühlschrank. Bisher war es zum Glück nicht nötig gewesen, diese Behauptung zu beweisen.

»Haben sie ein Problem, Portz?«, wollte der Mann auf dem Kommandostuhl wissen. Die Antwort bestand aus einem unzufriedenem »Nein, Sir.«

»Gut. Besser etwas länger warten, als dass man zu spät kommt und die Beute auf und davon ist. Von unserer ›Zweigstelle‹ im Wegasystem wissen wir, wann und wo das Schiff in etwa aus dem Bergstromraum

kommt, aber genau lässt sich das eben nicht berechnen. Und ich weiß ja nicht, wie es bei ihnen ist – aber ich warte gern etwas länger auf reiche Beute!«

Eine Antwort darauf war weder nötig noch erwünscht.

Noch bevor jemand etwas erwidern konnte, flammte auf dem Bildschirm plötzlich ein strahlend heller Fleck auf – die optische Begleiterscheinung eines Schiffes, das in den Normalraum zurückfiel.

Sofort hämmerte der zweite Mann des Schiffes – denn um niemand anderen handelte es sich bei der Person im Captains Chair – auf die Com-Taste. »Achtung, Gefechtsbereitschaft, Captain auf die Brücke!« Zwar war von einem unbewaffneten Frachter keine Gegenwehr zu erwarten, aber in diesem Job konnte man nie sicher genug gehen.

*

»Captain, vor uns befindet sich ein anderes Raumschiff. Es … es nimmt Kurs auf uns!«

»Scheiße! Identifizierung?«

»Auf keinen Fall ein Flottenschiff – jedenfalls kein Typ der uns bekannt wäre!«

»Mist. Bringen Sie uns so schnell wie möglich von hier fort, nur weg von dem Ding.«

Der Steuermann musste seinem Captain diese Hoffnung sogleich nehmen. »Dafür ist das andere Schiff zu schnell! Sie …«

»Wir werden gerufen!«, wurde er von der Kommunikationsstation unterbrochen.

»Na, dann mal her mit dem Bastard.« befahl Montana verärgert.

Sekunden später erschien die Brücke des fremden Schiffs auf dem Hauptschirm.

»Was soll der Mist, wer sind Sie und was wollen Sie? Wir sind friedliche Händler, die keinen Streit suchen.«

»Maul halten«, wurde er vom fremden Captain unterbrochen. »Ich dachte, Sie würden sich über ein wenig Gesellschaft freuen, wir sind doch alle nur einsame Händler in den Weiten des Alls. Allerdings sind wir nicht ganz so friedlich.« Seine Worte trieften nur so vor Spott.

»Und wer ich bin – nun, Namen sind austauschbar, warum sich also mit ihnen belasten?«

»Ich wiederhole meine Frage: Was wollen sie? Recht viel Aufwand für eine Ladung Computerteile, finden sie nicht?«

»Oh, Ihren Elektrokram können sie getrost behalten, wir sind doch keine Unmenschen – wir sind nur an einem kleinen Container ihrer Ladung interessiert.«

Urplötzlich hellte sich Captain Montanas Gesichtsfarbe um ein paar Nuancen auf.

Wie können die davon wissen? Selbst ich wusste bis zuletzt nicht, ob der Deal zustande kommt! »Ich habe keine Ahnung, wovon sie reden!«,

gab er zu verstehen – allerdings mit wenig überzeugender Stimme.
»So, keine Ahnung? Dann müssen wir ihrem Gedächtnis wohl etwas auf die Sprünge helfen.« Er gab jemandem außerhalb des Bildbereichs ein Zeichen.
»Sir! Sie haben uns soeben mit ihren Waffen angepeilt!«
»Also, was ist, Captain? Kommt die Erinnerung wieder, oder müssen wir Ihr Schiff erst in Scheiben schneiden und selber suchen?«
»Nein, nein – ist ja gut; Sie haben gewonnen …«
»Daran habe ich nie gezweifelt. Halten sie sich zum Andocken bereit!«

*

Nachdem die beiden Schiffe ihren Kurs und ihre Geschwindigkeit angeglichen hatten, wurde von der Cockroach eine Schiff-zu-Schiff-Schleuse ausgefahren, durch die man ohne Raumanzug vom einem in das andere Schiff gelangen konnte.
»OK Leute, bereithalten zum Entern«, befahl der Captain über Com seinen Leuten vor der Schleuse, »heute gibt es fette Beu-«
Piep-piep-piep
»Fuck!«, kam es von der Sensorabteilung.
»Was ist denn jetzt schon wieder?« fragte der Captain genervt.
»Da kommt gerade ein weiteres Schiff in Sensorreichweite – und der Beschleunigung nach, die es draufhat, kann es sich nur um eins vom Corps handeln!«
»Fuck – in der Tat. Können wir noch entkommen?«
Der Mann drehte sich seiner Konsole zu und stellte ein paar Berechnungen an. »Bei aktuellem Vektor und Geschwindigkeit beider Schiffe haben wir noch etwa 30 Minuten, um ihnen zu entkommen – danach sind sie uns zu nahe.«
»Na, das sollte doch reichen! Dann wollen wir uns mal beeilen!«

*

Auch auf der Freie Fahrt hatte man das neue Schiff geortet und war zum selben Ergebnis gekommen wie der Feind.
»Wenn wir nur etwas Zeit rausholen könnten, wären wir gerettet«, meinte Montana zu seinem ersten Offizier, Commander Perkins.
»In der Tat, Sir. Allerdings wissen die da drüben das sicher genauso wie wir, und werden sich daher nicht aufhalten lassen.«
»Eine Möglichkeit gibt es noch … Ist die Schleuse noch geschlossen?«
»Ja, Sir, wir wurden gerade angewiesen, sie zu öffnen.«
»Na, das hätten die Kameraden wohl gerne.
Ruder – hart Steuerbord!«

*

»Chef, das andere Schiff versucht auszubrechen!«

»*WAS?* Sofort Schleuse schließen und kompensieren, bevor …«

Aber es war zu spät. Noch bevor jemand reagieren konnte, riss der Verbindungstunnel, der die beiden Schiffe miteinander verband. Die vier Männer der Entercrew hatten keine Chance. Von der explosionsartig entweichenden Luft wurden sie aus der offenen Schleuse hinaus ins All geblasen. Die Besatzung konnte nichts weiter unternehmen, als ihnen bei ihrem qualvollen Todeskampf zuzusehen. Die Gesichter hatten sich in schmerzverzerrte Fratzen verwandelt, während die Luft aus ihren Lungen entwich. Aus jeder Pore ihres Körpers suchten sich die – da jedes Atmosphärendrucks verlustig – verdampfenden Körperflüssigkeiten ihren Weg.

»Verdammte Scheiße!«, rief der Captain. »Die sind wohl lebensmüde? Pustet sie aus dem All, und dann nichts wie weg!

Nein, wartet, nur gezielte Schüsse. Ich will, dass dieser Dreckskerl von Captain überlebt und erzählen kann, was passiert, wenn man nicht spurt!«

»Was schlagen Sie vor?«

»Wir werden ihnen etwas den Maschinenraum zerlegen; Hoffentlich befinden sich dort einige Leute, die dabei draufgehen!«

Zwar war die irdische Waffentechnik bei Strahlenwaffen nicht so weit fortgeschritten wie die kridanische mit ihren Grasern. Für einen einfachen, aber dennoch starken Laserstrahl reichte es allerdings schon. Dennoch war die Einsatzreichweite so gering, dass eine Verwendung in einer echten Kampfsituation völlig ausgeschlossen war.

Der dünne Strahl fraß sich durch das Heck des Frachters wie ein Messer durch warme Butter. Metall verdampfte, Leitungen wurden durchtrennt. Aus den gewaltsam geöffneten Sektionen schossen Atemluft und Flüssigkeiten ins All – und mit ihnen das Leben. Zwei Besatzungsmitglieder wurden durch den Laserbeschuss sofort getötet – andere hatten nicht so viel Glück. Ohne Schutzanzug starben sie einen ebenso qualvollen Tod wie die Entermannschaft kurz vor ihnen Aggregate explodierten und rissen weitere Wunden in den Körper des Schiffs, dass sich wie ein waidwundes Lebewesen aufbäumte.

Nachdem das Schiff zu Schrott geschossen war, setzte das Piratenschiff einen Fluchtkurs und verschwand.

Als später das Star Corps-Schiff eintraf, konnte es nur noch die Überlebenden bergen …

*

Mars, zwei Wochen später

Als Treffpunkt war ausgemacht, sich im Quarks zu treffen, dem wohl

ältesten Lokal auf dem Mars.

Anton Baxter, erster Offizier und Stellvertreter des Captains der Cockroach, betrat das Lokal. Er hatte mehrere Umwege genommen und war nun sicher, von niemandem verfolgt worden zu sein. Auch wenn er sich fast sicher war, von jeder Verdächtigung frei zu sein – in seinem Beruf konnte man nie sicher genug sein.

In einer kleinen Nische sah er ihn sitzen.

Zielstrebig, aber nicht auffällig, ging er auf Mark Spencer zu – seinen Kontaktmann bei der GalAb.

Er setzte sich, und bestellte beim wie aus dem Nichts aufgetauchten Kellner ein Bier – ein echtes, nicht irgendeinen Synthomist, wie man ihn fast überall vorgesetzt bekam. Nachdem die beiden sich begrüßt hatten, plauderten sie ein wenig über belangloses Zeug wie Sport, bis das bestellte Bier gebracht wurde. Dann drückte Spencer einen Knopf an seiner Armbanduhr.

»So, jetzt können wir reden.«

»Dann komme ich gleich mal auf den Punkt: Was war da bitte los? Was hatte der verdammte Kreuzer da zu suchen?«

»Ja, ein bedauerlicher Fehler.«

»Bedauerlich? Es sind grundlos Leute gestorben, verdammt!«

»Wie gesagt – bedauerlich Aber nun einmal nicht mehr zu ändern. Wir führen hier einen Krieg, und da kommt es schon einmal zu unschuldigen Opfern.«

»Ja ja, ihr verbucht so etwas unter ›Kollateralschaden‹, ich weiß. Aber ich kann nicht mehr! Ich hätte fast meine Tarnung hingeschmissen und die Brücke übernommen!«

»Machen Sie jetzt bloß keinen Scheiß, Mann! Kein Agent ist bisher so weit gekommen wie Sie! Und da nur die Captains des Neptun-Syndikats den geheimen Standort der Operationsbasis kennen, müssen sie nun einmal auch Captain werden. So einfach ist das.«

»Ja, ganz einfach …«

»Ich verspreche Ihnen, eines Tages werden diese Schweine für ihre Verbrechen bezahlen.«

»Ich kann es kaum erwarten, sie an der Wand stehen zu sehen – und ich werde dabei sein, wenn es soweit ist!«



Die Morax

von Volker Krämer

Die STERNENFAUST unter Captain Dana Frost wird ausgesandt, die J'ebeem gegen den unbekannten Agressor zu unterstützen.

Doch dieser Feind ist kaum aufzuspüren.

Endlich gelingt es Frost und ihrer Crew – und die Angreifer kommen über sie wie ein Sturm!